

Carl

# Hauptmann

„Die Herren,

die mich auf Rosten Gerharts  
um jeden Preis schwarz machen müs-  
sen aus alter, eingerofteter Gewohn-  
heit, und die aus demselben Grunde

jedes Werk von Gerhart

schneeweiß und rein und goldig  
anstreichen müssen,

verfallen auch einmal ihrem

Schicksal . . . .“

Schlesische Monatshefte

B R A C H M O N D 1 9 3 5

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 6

---

## Inhalt des Juniheftes:

Herrmann Saupp: Geliebtes Tal / Gedicht

Johannes Reichelt: Erinnerungen an Carl Hauptmann, den Dichter  
und Menschen

Hans Gottschalk: Schöpfung / Gedicht

Will Kramp: Was erwartet die junge Generation von Sprache und  
Dichtung

Von Not und Lebenskraft junger schöpferischer Menschen

Herbert Schwarz: Höher hinauf / Gedicht

NS.-Kulturgemeinde

Schlesischer Rundfunk

Verschiedenes / Schrifttum

---

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

---

---

12. Jahrgang

Juni 1935

Nummer 6

---

---

Erinnerung an Carl Hauptmann:

## Beliebtes Tal

Von Hermann Gaupp

Nun neige dich, mein Herz, auch dieser Stunde,  
Begib dich lächelnd aller Not und Qual,  
Denn wie aus frühen Tagen gute Kunde  
Umfängt mich wieder das geliebte Tal.

Die alten Bäume flüstern in dem Kreise,  
Die Brunnen rauschen, wie es normals war,  
Und aus den Lüften in vertrauter Weise  
Ruft mich auch heut die gute Geisterchar.

Ihr teuren Stimmen, die mir lang geschwiegen,  
Wie stürzt ihr nun so mächtig auf mich ein!  
Schon fühl ich mich aufs neue euch erliegen —  
Und was versunken, nenn ich wieder mein.

# Erinnerungen an Carl Hauptmann, den Dichter und Menschen

mit unbekanntem Brief- und Bildmaterial

Von Johannes Reichelt

Bisher geschah wenig für Carl Hauptmann. Keine Feiern, keine Fest- oder Gedenkaufführungen, keine Zeitschriftensondernummern wie für den Bruder Gerhart. Die vergangene Zeit hat sein Werk unendlich erschwert. Und als eine neue Wertung mit der nationalsozialistischen Weltanschauung aufdämmerte, war er für immer gegangen.

„Wer ihn einmal lieb gewonnen, sein Werk und den Menschen, kann ihn wohl nicht wieder vergessen“, schrieb mir Frau Maria Hauptmann nach dem Tode in tiefem Schmerz. Eine geheime Macht ging von dieser Dichterpersönlichkeit aus. Modegötzen waren schnell bereit, über diesen stillen Schönheitsucher in seinem erdentrückten Schauen, über dieses lebendig gewordene Märchen, über sein dichterisches Sehertum zu lächeln. Werk und Leben ist bei ihm eine seltene Einheit. Man mußte sein Menschentum kennen, das untrennbar von seinem Künstlertum ist. Um ihn ganz zu verstehen, um aus mancher scheinbaren Geringsfügigkeit eine Offenbarung zu hören, um sein schicksalhaftes Fühlen und Ahnen zu begreifen, um mit ihm die Geheimnisse seiner keuschen Seele zu erfühlen, die Herbes und Zartes binden, um die Synthese seines Wesens zu geben, mußte man ihn in seiner Umgebung sehen, ihn in seiner Schaffensfreude belauschen.

Die Tragik eines Verkannten, der um die Seele des Volkes rang. Dreißig Bücher, geheimnisumwebte Bekenntnisse eines brennenden Hirnes und heißen Herzens sind deutsches Symbol dieses ewig sehnsüchtigen und doch glücklichen Suchers geworden.

„Nach dem Tode Carl Hauptmanns besann man sich einen Augenblick auf den Stillen, Einsamen“, schreibt mir Frau Maria am 13. April 1922. „Jetzt hat man anderes zu tun ... Mir ist, als töte man den Toten zum zweiten Male ... Aber es wird für Carl Hauptmann auch noch einmal die Zeit kommen ...“

## Der Mensch

Das liebe Bauernhaus, das Carl Hauptmann mit seiner Frau, einer begabten Malerin aus dem Worpsweder Kreise, und mit seinem Kinde bewohnte, ist so recht der Ausdruck des Riesengebirglers: einfach, kernig, stark. Da können die Stürme rütteln! Eine mächtige Holzveranda, die das lange Gebäude umgürtet, als wolle sie die Schar der Neugierigen fernhalten, gibt dem Hause etwas Trotziges, Starkes. Über der schmalen Haustür ist ein altes Relief eingelassen, das einst Gerhart Hauptmann erwarb. Es zierte

einst das alte Breslauer Rathaus. Ein riesiger Garten zieht sich an der Berglehne entlang. Ein Märchengarten mit wenig gepflegten Rasenflächen, mit seltsamen Baumgruppen und mit Waldbestand. Eine kleine Kapelle, die jetzt verfallen, steht am Hang. Jeden einzelnen Baum pflegte der Hausherr mit Liebe. Einst klang das Glöckchen in der Kapelle den „Jungfern vom Bischofsberg“ im Elbtale, nun trägt es seinen Ton in Rübezahls Gefilde. Einmal besuchte mich Carl Hauptmann in Dresden. Wir wanderten von meiner Wohnung in einer der belebtesten Straßen nach dem Stadttünnern Arm in Arm im lebhaften Gespräch. Mir schien es, als habe er seine Umgebung völlig vergessen. Keine Straßenbahn und kein rasendes Auto vermochten seinen Schritt zu hemmen oder zu fördern. Lebhaft gestikulierend war er so in seine Gedankenwelt vertieft, daß mir bei dem Gedanken schwindelig wurde: Herrgott, wenn jetzt dein lieber Prediger in seiner Weltvergessenheit allein auf der belebten Großstadtstraße stände! Ich hatte das Gefühl, daß er selbst ein verkapptes Märchen sei, ein guter Berggeist, der gegen alltägliche Hemmnisse gefeit ist, zu dem gläubig seine Gebirgler schauten, ein Arzt, dessen wunderbar heilende Medizin seine eigene Überzeugung und Hoffnung auf Besserung ist, ein glücklicher Optimist, der mit seinem Wesen andere heilt, ein stiller Prediger, dem man in die leuchtenden Augen, die seinen Kindheitsglauben spiegelten, schauen muß, um die feinsten Untertöne und Regungen seines Herzens in seinen Worten erklingen zu hören, werbende Liebe, die gern Leben zünden möchte.

Man mußte ihm ganz zufällig begegnen und ihn still belauschen, um zu erleben, daß Carl Hauptmann selbst ein verkapptes Märchen war. Im langen, dunklen Havelock, der bei seinem eiligen Schritt wie Sturmflaggen sich räkelte, den breiten Filzhut tief im Gesicht, als gälte es hier nach Rübezahls Art beim Gutfsein sich zu verbergen. Hier plötzlich stehenbleibend und nach einer Blume sich bückend, dann wieder den Hut gelüftet und die Hände zum Himmel erhoben, als gälte es, die schönsten Sterne vom Himmel herunterzuholen, dabei Selbstgespräche führend: So schauten die Fremden auf den seltsamen Wanderer bei Sturm und Nebel, bei Sonnenschein und Regen. Aber die Einheimischen rühmten ihren „Doktor“ und sprachen im geheimnisvollen Tone von ihm. Wie seine Dörfler an ihm hingen! Wie er mit ihnen umzugehen wußte! Mit welcher Ehrfurcht die schwerblütigen, armen Riesengebirgler dem Herrn Doktor Reverenz machten! Ich lauschte mit Entzücken der unendlich feinen Gabe des Dichters, für jeden die rechten Worte zu finden, die mitklangen und das Glück über ein stilles, feines Verstehen lösten.

Bewundernswert war die Fähigkeit, wie er sich auf seinen Hörerkreis einstimme. Ein liebes Erlebnis fällt mir ein. Es zeigt, wie Carl Hauptmann mit Kindern umzugehen wußte. Wahre Dichter sind immer feine Pädagogen. Es war bei meinem ersten Besuch. Wir waren im eifrigen Gespräch. Es klopfte. Sein Töchterchen erscheint, ein gesundes, blühendes Kind, das sich einst, wie der Dichter mir erzählte, beim Blumenstreuen zu einer Hochzeit erbeten hatte, barfuß erscheinen zu dürfen, was auch geschah. Das Kind

schmiegt sich an den Vater. Die blonden Hängezöpfe umrahmen das frische Gesicht. Die blauen Augen sind fragend auf mich, den Fremdling, gerichtet. Eine köstliche Vorstellung erfolgt. „Du willst wissen, wer der Herr ist? Ein guter Freund deines Vaters. Sieh ihn dir nur genau an! Wir sehen uns nicht oft und sind doch gute Freunde. Das verstehst du nicht? Der Herr liest alle die Geschichten und Theaterstücke, die dein Vater schreibt, und freut sich darüber. Dann erzählt er den Menschen draußen in der Welt davon. Und die lauschen und werden neugierig, was ich schreibe. Und dann kaufen sie meine Bücher und lesen sie.“

Zwei staunende Kinderaugen ruhten auf mir. In mir klang es, wie der Dichter sein Blondköpfschen in mein Vermittleramt einführte und die Kinderhand mir nun herzlich den Willkommengruß bot.

### Der Dramatiker

Der Epiker und Lyriker ringt mit dem Dramatiker. Liebe, die als Höchstes und letztes Verstehen ins Anlitz ein feines, grundgütiges Lächeln zaubert, das aus der Welt der Träume kommt; ringende, verstehende, verklärte Liebe zu seinen Mitmenschen: das ist der Kern des Wesens und Wirkens Carl Hauptmanns.

Er wurzelt auch in seinen Dramen tief im Leben. Seine Träume umspannen Not und Glück, seine Liebe ergoß sich über das Kleine und Unscheinbare, seine Sehnsucht wurzelte tief in Gott. Er wollte die Natur und das Dasein erfassen, und seine Träume und Sehnsüchte lassen ihn von der Wirklichkeit abbiegen. Eine ekstatische Kunst. Er steigert seine Gestalten über eine Eigenlinie hinaus. Die einen bekräfteln dies, die andern lieben ihn darum. Wie die Großstadt seinem Wesen fernsteht, so seine Kunst dem Geschmack der Metropole Berlin. Städte wie Dresden, Düsseldorf, Leipzig, Hamburg, Gera, Plauen setzten sich für seine Dramen ein. Wahrhaft groß ist, wie sein eigenes Wesen in seinen Werken erstrahlt. Hier wurde ein Lebenszweck Erfüllung.

Kann ich mich selber geben  
In dieser flüchtigen Welt —  
Verlodern Gut und Leben —  
Dann hab' ich hingegeben  
Mein einziges Lösegeld.

Im Frühling 1920 weilte er nach einem Schlaganfall im Sanatorium Kurpark in Oberschreiberhau. Ich wandelte mit ihm im Rurgarten und hatte Einblick in sein tiefstes Innere und in seine Schöpferstunden. Wir pflückten ein paar Blumen im Garten, die am Wege standen. Er verriet seine keusche Seele, die sich oft bei dem Klang eines einzelnen Wortes und Blickes offenbarte: „Fehlte das Wunder, was bliebe das Leben?“ zitierte er sich selbst. Und dann schweifte sein Blick hin zum Riesengebirgskamm, aus dem die Nebel zum Lichte stiegen. Seltsame Gesichte tauchen auf. Das Dichterauge sah einst den gewaltigen „Bergschmied“ und seinen gewaltigen Gottesmann



Das beste Carl-Hauptmann-Bild  
nach eigener Aussage des Dichters

Prof. L. Fanto

Meines Lebens quellende Brunnen  
liegen im Grunde —  
Wer kann sie fassen?  
Meine Seele entthaut die Blumen  
glücken im Grunde —  
Was soll sie glücken?  
Es ist selbst — ich würde vergebens  
aussehende Brunnen entthaut  
Minne des Lebens  
Denn um ein Wunder Wort  
wird es denken  
Dann ist im Grunde starr  
verstehen  
Auch um ein Wunder  
Lied mit einem  
Anker des tiefen Lebens  
ja trinken.

Handschrift des Dichters Carl Hauptmann  
Gedicht: „Meines Lebens quellende Brunnen“



„Moses“. Aus dem Überfluß seiner geistigen Sehschärfe, aus den Phantasien seines innerlich Gesehenen, aus seinem seelischen Erleben schuf er sinnenfällige Gestalten, materialisierte das Geistige und Seelische und führte dennoch ins Symbolische und Metaphysische.

Er zog aus seiner Tasche einen Prospekt, worauf sein Verleger Zeitungsstimmen gesammelt hatte, die ihn als den stillen Träumer priesen. Sei, wie da Leben in Carl Hauptmann kam! Das soll mein Wesen sein? Haben die Herrschaften nicht meinen Bergschmied oder Moses, mein Faustdrama gelesen? Die Phrase vom stillen Träumer spricht sich von Mund zu Mund.“ Und er hatte Recht. Sie kennen nicht die Kraft des heißen Fühlens und Denkens in diesem echten Dichter. Die ihn nur als den feinen, stillen, träumenden Dichter preisen, kennen nicht die lohnenden Gesichte seiner letzten Dramen, sein Gigantenwerk „Napoleon“, das noch immer nicht die Uraufführung erlebt hat. Sein Blut gebar die Gestalten, die seinen Herzschlag tragen.

Ich kannte damals dieses zweibändige Drama nicht. Es war vergriffen. „Bitte, Sie müssen es lesen! Heute noch. Ich muß mich mit Ihnen darüber unterhalten! Keine Bühne hat es gewagt, zu bringen. Es sei unaufführbar . . . Wir dürfen uns nicht vor der Zahl der Personen oder den Anforderungen gewisser Szenerien scheuen. Wir müssen gewissen Stilproblemen nicht mutlos aus dem Wege gehen. Sie glauben nicht, wie es mich beglückt, daß gerade eine Provinzbühne, Plauen i. V., unter ihrem jungen Direktor Dr. Ekhard nun doch das Werk herausbringen will!“ Die Uraufführung zerstückte sich. Das Werk hat heute noch nicht die Bühne gesehen.

Ich las noch am Abend dieses Besuches das Doppeldrama, war begeistert, verkannte allerdings auch nicht die Schwierigkeiten dieses dramatischen Wurfes. Es verlangt einen Bearbeiter mit sicherem Bühnenblick. Einen Ausschnitt aus einer polnischen Zeitung las mir der Dichter vor. Hier setzte sich ein führender polnischer Gelehrter und Dichter für das „gigantische deutsche Werk“ ein. „Wie hat ein Franzose das Bild Napoleons so gewaltig im Wurf erfaßt. Ein Deutscher mußte kommen, um dieses grandiose, lobende Menschenchicksal im Weltenschicksal aufleuchten zu lassen . . .“

Mit seinem Schauspiel „Die Bergschmiede“ wurde er zum ersten Male preisgekrönt. Neue Hoffnung. Aber immer blieb es noch still um den Dramatiker Carl Hauptmann. „Die lange Tule“, die in Hamburg die Uraufführung erlebte, ein spätnaturalistisches Stück in sprachkräftiger und anschauungssicherer Darstellung, spiegelt aber weniger des Dichters eigenes Wesen. In seinen „Armseligen Besenbindern“ fand er sich restlos wieder. Eine echte Dichtung. Das Märchen erlebt auf der Bühne einen vollen Erfolg. Rein dramatischer Wurf, denn auch hier ist viel Geheimnisvolles in buntem Stil, das nicht zur letzten Geschlossenheit führt, aber es lebt ein altes Märchen aus der schlesischen Alltagsnot seiner Gebirgler in innerer Ergriffenheit auf, ein Märchen, das Berge versetzt, das von dem dunklen Strom des Leidens der Armut durchfließen, das von rührender Menschlichkeit und stillem Humor erfüllt ist. Es weckt in dem Bedrückten Stimmen, die die Welt

reicher und schöner machen. Seine Trilogie: „Tobias Buntschuh“, „Saukler, Tod und Juwelier“ und „Musik“ umspielen seine seelische Einsamkeit und greifen an die Geschehnisse des schöpferischen Werdens. Aber sie bleiben in ihrer Konzeption doch verworren. Das dichterisch Geschaute ergreift mehr als das dramatisch Gestaltete. Phantastische Zartlosigkeit ist undramatisch. So auch in seinem „Abtrünnigen Jar“, dem Hohen Lied der Demut.

### Der Lustspielreformer

Daß Carl Hauptmann einmal mit glühendem Verlangen danach rang, das deutsche Lustspiel zu heben, ist wenig bekannt geworden. Ein feines, leises Lustspiel entstand, „Die Rebhühner“. Er war ein Dichter, der in seinem Wesenhaften den Alltag vergolden konnte und Sonne und Heiterkeit brachte. „Ich war einer, der aus der grau in grauen Welt Helligkeit auffing, Licht, Sonne, weil ich einmal als Kind die Sonne gesehen in blondes Mädchenhaar fallen und sie beglänzen. Seitdem liebe ich das Fest der Mühsal, den Glanz der irdischen Dinge.“

Sehen wir hier schon die Anläufe, sich von der Schwere des Alltags zu lösen und zur unbekümmerten Heiterkeit durchzuringen, es lastete aber in seinen Versuchen, das Leben heiter zu gestalten, zu viel Erdschwere. Seine Sprache führt zu seelischen Schächten, wo sie leicht und übermütig sein möchte. Die Tragik schaut dem lächelnden Philosoph über die Achsel. Seine Heiterkeit kommt aus den Bezirken der Wehmut, wo sich das Lächeln nicht ganz vom Schmerz löst.

Wertvoll ist, wie er in einem an mich gerichteten Briefe Ziele für das „kommende“ deutsche Lustspiel umreißt, und wie er sich gegen die üblichen bürgerlichen Erfolgslustspiele bekannter Lustspielfabrikanten wendet. Aber gerade seine grundsätzlichen Andeutungen über das Lustspiel der Zukunft und sein eigener Lustspielversuch „Die Rebhühner“ führen von den mit dem Kleistpreis gekrönten Lustspielverfassern, Karl Zuckmayer („Der fröhliche Weinberg“) und Alexander Lernet „Ollapotrida“), in ihrer unverblünten Deutlichkeit und Wirbeltechnik zu anderen Wegen. Er schrieb das Lustspiel „Die Rebhühner“, die feine Erinnerung an die Zeit, da die drei Brüder im Hause Thienemann in der Pöfnitz einkehrten und sich ihre Bräute holten — wie es Gerhart in den „Jungfern vom Bischofsberg“ geschildert hat. Freilich die breite Masse ist auf seinen Humor, der an den Grenzen des Tragischen spielt, nicht eingestellt. Viele wollen nichts von diesem anmutigen „Lustspiel“ wissen, weil kein einziger Witz im Sinne unserer modernen Lustspiele sich findet; sie lächeln über diese Harmlosigkeit. Nur eine kleine Gemeinde ist ergriffen von der wunderlichen Gestaltungslust, die hinter dem komischen und grotesken Auseren seiner „Originale“ die Wunder dieser Seelen aufleben läßt.

Wie ängstlich auch der Dichter den Namen „Lustspiel“ mied und wie feine Worte er über neue Wege des Lustspiels fand, zeigt ein Brief, der mich am 22. August 1916 zur Uraufführung im Dresdener Staatstheater lud und mich — im Schützengraben traf.

„Ich lese mit großer Freude eben Ihren Namen im „Echo“. Mit großer Freude, weil ich ein wenig ratlos war, ob ich Sie in Dresden unter meinen Zuhörern wiedersehen würde, wenn jetzt die „Rebhühner“ im September dort ihre Uraufführung erleben. Nun bin ich gewiß, Sie dort wieder zu sehen. — Ich weiß, daß Sie es lieben, sich für solche Theaterabende vorher zu orientieren. Deshalb sende ich Ihnen heute ein Theaterbuch. Aber es ist mir auch ein Bedürfnis, Ihnen beifolgendes Heft vom „Literarischen Echo“ zuzulegen, worin ich einiges Wertvolle zur Unterscheidung der „komischen“ Dichtungsarten finde. Das Lustspiel scheint in der Tat ein Problem. Und wie ich die „Rebhühner“ geschrieben hatte, war ich auch der Meinung, in der Richtung dieser Sehnsucht gegangen zu sein, die wir nach einem Lustspiel empfinden. Ich hatte es auch Lustspiel genannt. Nun war ich dann aus Horror gegen „die üblichen Lustspiele von heute“ (Kadelburg und Blumenthal) davon abgekommen. Weil auch Geheimrat Zeiß die Einstellung des Publikums auf solches Genre vermeiden wollte. Ich glaube aber, die „Rebhühner“ sind mehr die Art des Humors, wie sie auch Gluck im Auge hat . . . Auf frohes Wiedersehen! Ich werde gewiß zu den Proben wieder im Hospiz wohnen, und ich hoffe, daß wir dort einige Gelegenheit finden, uns geistig zu beraten, zu erfreuen . . .“

### Der Lyriker und Epiker

Es ist kein Zweifel: der Lyriker und Epiker Carl Hauptmann überragt bei weitem das Erzählerwerk Gerhart Hauptmanns. Man muß schon nach den deutschen Entwicklungsromanen „Wilhelm Meister“ und den „Grünen Heinrich“ greifen, um Maßstäbe für sein Erzählerwerk zu finden, zu jenen Bekenntnissen ergreifender Reinheit und zwingender Eingebung. Sein „Tagebuch“ ist in dem inneren Reichtum dieses Dichters eins der deutschesten Bücher. Es lohnt sich, die köstlichen Aphorismen zu sammeln als Güter letzter Schönheit und Weisheit. „Unsere Zeit ist arm, weil sie intellektuell zu reich ist und der Intellektuelle alles von außen erwartet . . .“ „Es gibt nur zwei Wege: — Entweder du legst die Hand an den Pflug, säest, erntest — und nimmst Lust und Sorgen gleichförmig hin, wie Sonne und Nacht. — Oder du greiffst hinaus über das nahrhafte Behagen des Landmannes — du greiffst in die innersten Geheimnisse der Seele, in das schimmerndste Licht ihrer Nacht oder in die Gründe des Grauens: und du verloderst wie ein in tausend Flammen sehnsüchtig himmelan sich Streckendes Feuer — nur daß an ihm Seelen sich entzündten, erleuchteten, wärmten. — Nun entscheide dich!“

Sein expressionistischer Roman „Tantaliden“, in dem der Dichter nach seinen eigenen Worten Stufen zu Gott bauen wollte, sein dichterisches Testament, zeigt allerdings auch die Mängel der meisten Dramen: „der ungehemmte innere Gefühlssturm“ verwischt die Klarheit der Handlung. Aber groß und unerreicht in der dichterischen Konzeption sein herrlicher Künstlerroman „Einhart, der Lächler“. Eine Seelengeschichte eines echten Künstlers, mit seinem Herzblut geschrieben. Arm an äußerem Geschehen, ergreifend in seinem

inneren Reichtum. Man muß „viel über das Leben träumen, um es ganz zu erfassen und aufzusaugen“. Ein Einsamer, mit den Augen voll Güte und Einfalt und dem verlorenen Lächeln eines Kindes.

In seinem Zimmer hing ein Ölgemälde: Mathilde. Für den flüchtigen Beschauer nur ein Bild, und doch ein ganzes Leben voll erschütternder Tragik und voll tiefster Freude glüht in der Erinnerung an diese Frauenseele aus dem Volke auf. Wir standen stumm vor dem Bilde. Er beobachtete mich und harrete meiner Frage. Ich schwieg. Aber schließlich bekannte ich doch auf seine Frage: „Ich hatte mir dieses Menschenkind nach dem Roman anders vorgestellt!“ Der Dichter freute sich. Lächelte. Er suchte den Maler zu entschuldigen. „Wie soll der Maler dieses Raueinander, diese Zartheit und Energie, Verslossenheit und Bekennerliebe, diesen Unflat ihres Lebens und ihre strahlende Schönheit aus dem Dunkel darstellen?“ Und dann sprach er von dem großen Kampfe dieser ringenden Seele, dieser Madonnen im Fabrikssaale, die sich immer wieder zu sich selbst zurückfinden müssen, voll Bewunderung und ergreifender Menschenliebe.

Man muß den Menschen und Dichter Carl Hauptmann brennend gesehen haben, um ihn zu lieben mit der Glut unerfüllter geistiger Sehnsucht, die selbst brennend macht. Je tiefer man sich in sein Werk einlebt, in die lebendig gewordene Sehnsucht um das Leben, in das Nichtwägbare und Nichtmeßbare wahrer Menschlichkeit, desto inniger die Stunden seelischer Einsamkeit und tiefsten Verstehens, desto beglückender steigt die wahre Bedeutung dieses herrlichen Menschen und Dichters auf.

### Im Schatten des Bruders

Im trauten Heim Carl Hauptmanns, dem alten schlesischen Bauernhaus. Der Wind heulte um die Fenster, und die alten Baumriesen des Parkes stöhnten unter seiner Wucht. Carl Hauptmann ließ mich tief in sein Innerstes schauen. Wir sprachen von den jüngsten Erfolgen Gerharts. Ohne Neid, in feiner Sachlichkeit sprach er über das Werk des Bruders. Aber er war auch offen und bekannte, daß er die wohl etwas künstlich gemachten Erfolge seiner neuen, heimatfernen Gedankendramatik nicht verstehe. „Was hätte wohl die Kritik über die Weiterschweifigkeiten des philosophierenden Werkes gesagt, wenn das Drama unter einem anderen Namen gesehelt wäre!“

Aber plötzlich loderte eine heilige Glut in ihm auf, als er von dem Mißverstehen und den voreingenommenen Meinungen seiner Neider sprach. Er haßte die Vergleiche. „Wozu vergleicht man uns Brüder immer wieder? Als ob Brüder durchaus von gleichem Holze geschnitzt sein müßten! Als ob nicht jeder mit seinen künstlerischen und menschlichen Gegensätzen seine Vorzüge neben dem andern haben könnte! Nur uneingeweihte Fanatiker suchen mit den Vorzügen des andern mein Werk zu richten.“

Es ist bekannt, wie eng verbunden der Lebensweg der beiden Brüder war. Als Gerhart seinen ersten literarischen Erfolg „Vor Sonnenaufgang“ erlebte,

da jubelte Carl und freute sich des Glückes des jüngeren Bruders. „Tausend Freuden über Deinen ersten Schritt in die Unsterblichkeit,“ telegraphierte er dem Bruder. In späteren Jahren war Carl, dem äußerer Erfolg nicht beschieden, über die vorurteilsvolle Menge wohl manchmal verdrossen. Die Not langte nach ihm. Wie einfach er auch in den Bergen lebte, er konnte sich nicht von den Einkünften seiner Werke ernähren.

In früheren Jahren nahmen beide eng an dem Schaffen des anderen teil und berieten sich gemeinsam. „Die versunkene Glocke“ sollte mein Werk werden!“ Da gab es vorübergehend Verstimmungen. Aber die Brüder fanden sich immer wieder. Carl schreibt an den Freund: „Mein „Tobias“ schreit noch den Sehnsuchtschrei nach Gerharts Cantieme.“ Dann grollt er wieder über die „freundliche Gewohnheit, mich auf Kosten meines Bruders zu entwerten, ohne meine Arbeiten zu lesen.“ In einem anderen Briefe schreibt er: „Die Einsamkeit des Schaffenden ist eine Macht. Ist eine Urmacht. Aber das Miterlebnis des Andern, die Einigkeit, die einige Zwei, verdoppelt nicht. Sie vertausendfacht.“

Aber den tiefsten Einblick in das gespannte Verhältnis der beiden Brüder gibt Carl dem Freunde Modersohn: „... Mein Bruder war nicht in der „Breite“ (Ephraims Breite). Vielleicht wünschte er, die Welt mag glauben, ich sei ihm gleichgültig. Wer weiß, was? Das kann ich und will ich nicht glauben. Und ich trage mit Würde und Kraft diese Feigheiten des Charakters, die nicht und nie sein Wesen waren, und die ihm Lumpengesindel zugemutet und abgehandelt haben. Am andern Morgen kam er gütig und freundlich, und ich habe meine aufrichtigen Schmerzgefühle verborgen. So leben wir nebeneinander, wissen, daß wir uns in tiefster Seele verwandt und in innersten Lebensgefühlen verbunden sind, und können nicht zueinander. . .“

Als man Butterbrote und frische Milch brachte und ich über den Reichtum im stillen staunte — es war am Anfang der Inflationszeit —, da lächelte der Dichter: „Genüsse aus Agnetendorf von Gerhart.“ Der Dichter schwieg. Ich wollte ihn nicht stören. Mir schien es, als habe er sich in seiner gemütlichen Studierstube, in dem alten Bauernhaus, mit Baum und Strauch in dem alten ungepflegten Park, mit den ziehenden Wolken und seinen lieben Gebirgsbewohnern ganz in seine schlesische Gebirgsheimat versponnen. Eine verklärte Versunkenheit lag über ihm. Sein Heim, seine Heimat wurde dem großen Forscher in der Stille seine dichterische Zauberwelt.

Ein köstliches Beispiel, wie Carl Hauptmann im Schatten des berühmten Bruders stand, erzählte er mir in stiller Ergebenheit. In Berlin hatte Carl Hauptmann eine nur verhältnismäßig kleine Gemeinde. Das war verständlich. Die stille, feine dramatische Kunst Carls in ihren mystischen Zusammenhängen konnte neben der glühenden, lebendigen dramatischen Kunst Gerharts nicht Wurzel fassen.

„Ein wenig Mache ist bei Theateraufführungen immer dabei. Wissen Sie, wie es kam, daß mein „Tobias Buntschuh“ in Berlin bei der Erstaufführung zwei ganz glänzende Besprechungen erhielt? Die beiden lobenden Stimmen

hatten meinen und Gerharts Namen verwechselt. Nur diese Verwechslung machte die beiden Kritiker für mich berechtigt. Sie priesen das dramatische Standardwerk. Die Korrektur in den folgenden Tagen, die richtigstellte, daß alles, was der Verfasser des Berichts über Gerhart geschrieben habe, sich natürlich auf Carl Hauptmann beziehe, war für alle Beteiligten peinlich.“ Ich habe aber auch Carl Hauptmann in verbitterter Stunde angetroffen, wo er ungeschminkt der Stimmung eines Verkannten Ausdruck gab. Es schmerzte ihn, daß man ihn durchweg als den „stillen Träumer“ pries. Und doch liegt über seinem Dichten etwas Starkes, Brausendes, Hinreißendes.

Carl Hauptmann und ich trafen uns einmal in der Wohnung von Geheimrat Dr. Zeiß, des prächtigen Leiters des Hoftheaters. Es handelte sich um seine „Armseligen Besenbinder“. Geheimrat Dr. Zeiß war von dem Zauber dieses Märchens beglückt. Carl Hauptmann war in seiner glühenden Freude darüber gar nicht wiederzuerkennen. Und dann sprach er von den Plänen der Zukunft, er fühle, jetzt sei der Umschwung gekommen, er habe jetzt in Dresden, Hamburg, Frankfurt und Wien eine stattliche Gemeinde, die ihm durchhelfen müsse . . .

Und aus diesem Glücksgefühl heraus — die „Armseligen Besenbinder“ kamen ganz wundervoll in Dresden zur Uraufführung — schrieb Carl Hauptmann mir den temperamentvollen und geistreichen Brief, der die Stimmung des „Verkannten“ und sein Verhältnis zu dem jüngeren Bruder Gerhart wiedergibt. Einer der schönsten Carl-Hauptmann-Briefe, ein Bekenntnis, das uns tief zu dem Wesen dieser ringenden Seele führt. Der ganze Brief ist handschriftlich geschrieben, wie aus einem Fluß.

Mittelschreiberhau, 6. November 1913.

Hochgeehrter Herr!

Tausend Dank.

Es ist mir große Freude, daß Sie für meine Kunst eintreten . . .

Neben dem Gefühl, daß die schwersten und stärksten Dinge in meiner Werkstatt reifen, ist nichts glücklicher zu denken, als daß jetzt Männer für meine Arbeit am Werke sind, die Herz und Sinn auf dem rechten Fleck haben.

Lassen Sie die verkappten Konkurrenten, die Neider und Urteilslosen ihr Werk tun. Das ist mir nicht allein so gegangen, daß ich durch Anwürfe vorwärts muß. Überall, wo ein Tüchtiger seine Idee ausspricht, ist Solgatha.

Die fünfte Symphonie Beethovens hat man bespien. Warum nicht meine „Besenbinder“?

Von jedem unehrlichen Makler, der im Grunde nur für mich oder für andere sein Geschäft betreibt, muß sich jeder Künstler hämisch sein Urteil sprechen lassen. . . .

Die Hämischen, die mich mit Vitriol begießen wollen, sind nunmehr von Jahr zu Jahr in die hintersten Reihen gedrängt worden. Bei der Fülle echter und ehrlicher Wertschätzung, die die „Besenbinder“ fort und fort erfahren, braucht man sich endlich nicht mehr um diese zu kümmern. Und die Herren, die mich auf Kosten Gerharts à tout prix schwarz machen müssen aus alter, eingerosteter Gewohnheit, und die aus diesem selben Grunde jedes Werk von Gerhart schneeweiß und rein und goldig anstreichen müssen, verfallen auch einmal ihrem Schicksal . . . Wir alle, auch sie, werden noch einmal später das Endergebnis finden, dem niemand entgeht. Also, verehrter Herr, nun neue, frohe Arbeit, ohne Rücksicht auf Liebe und Haß, die sie findet. Und in der Herzensfreude, daß immer mehr beste Männer, und nicht die eingerosteten alten, daß immer wieder junge Männer diese Arbeit als Kraft und Liebe empfanden, für die es sich lohnt, sich einzusetzen.

Damit begrüße ich sie herzlich . . .

Ich hoffe, daß mich in nicht allzu langer Zeit eine neue Aufgabe an das herrliche Dresdener Schauspielhaus ruft . . .

Ihr

ganz ergebener

Carl Hauptmann.

Kein Brief zeigt uns wie dieser, wie die beiden Brüder, vielleicht ohne ihr Zutun, sich innerlich entfremden. Carl Hauptmann ahnte es immer, und wehrte sich dagegen. Aber schon in frühen Jahren (8. Dezember 1900) ahnte er die Wirrnisse seines Herzens und schrieb:

„ . . . Hier liegt die Tragik meines Lebens.“

Eine müßige Frage, wer von beiden der Größere sei. Aber immer wieder taucht sie auf. Im neuen Reiche mehr denn je. Die Schönheit des knospenden Veilchens oder des blühenden, blätterlosen Dornbusches im Frühling kann nicht mit der flammenden, sieghaften Tulpe verglichen werden. Carl Hauptmanns Bedeutung liegt mehr im Lyrischen und Epischen. Er war ein Säer, der seine Saat reifen ließ, der das Warten, das stille Austragen lehrte, dieses Gärtnerum, dessen bester Grundzug die stille, tiefsehürfende und dann überragende Arbeit und die starke Sehnsucht und Erfüllung ist. In seiner stillen Eindringlichkeit und erhabenen Symbolik stand er einsam unter den Zeitgenossen. Einer, der sich der Fülle der Welt entrückte, um sie desto schärfer in sich aufzunehmen mit den Sinnen. Schicksale und Gestalten werden durch mein Gesicht zu Mythen. — Gerhart mit seinem dramatischen Impulse blieb äußerlich der Sieger. Aber beide lassen sich nicht vergleichen. Was andere an Carl tadeln, das Verträumte, Wesenhafte, Himmellangende und doch nicht Erreichende, das menschlich Unzureichende bei seinem starken Wollen, das macht ihn gerade seiner Gemeinde wertvoll. Aus seinem Unvollendeten quillt reine Menschlichkeit, hinreißende Sehnsucht und Ursprünglichkeit.

## Der deutsche Mensch

Carl Hauptmann ist kein Politiker gewesen. Er haßte Parteigezänk. Aber einmal sah ich diesen herrlichen brennenden Menschen als politischen Propheten. Wir waren tief im Gespräch über seinen Vortrag in Berlin an der Universität: „Die alte Sphinx.“ Wie seine Augen leuchteten bei dem Bekenntnis von der unverbrauchten Kraft der deutschen Jugend! Herrliche Worte sprach er über die deutsche Seele, die deutsche Jugend und die deutsche Kraft. Die Studentenschaft der Universität Berlin jubelte dem glühenden Weisen und Seher zu. Er schenkte mir bei diesem Besuche den Vortrag und schrieb mit großen markigen Lettern die Widmung hinein: „Immer unserer Jugend!“ In der Freude des Wiedersehens am 3. April 1920 im eigenen Hause. Mittel Schreiberhau 3. April 1920. Carl Hauptmann.“

Carl Hauptmann verstand die seltene Kunst, zu erfreuen, zu beschenken. Er war glücklich, wenn er einen Widerhall von seinem brennenden Innern spürte. Über alle Unbegreiflichkeiten des Lebens hinweg, über Hunger, Elend, Tod fand sich der Gottsucher mit seinen Lichtwaffen Wahrheit und Menschenliebe immer zu sich selbst, zu seiner Sehnsucht und zu seinem Gotte hindurch. Aber der Duft seines Schaffens und Ringens blieb. „Ich glaube an die Wiedergeburt unseres Vaterlandes, an die gänzliche Loslassung des einzelnen von seiner Ichsucht. Vaterland und Bruderschaft müssen eins werden . . . Jeder dünkte sich der Mittelpunkt der Kultur. Fanatismen der Modekleidung und der Modetänze, die von wohlhabenden Cliquen aus unter dem Gelächter aller Welt doch die Welt eroberten. Und Fanatismen des Modegeistes, die schwächlichen und süchtigen Geisteswerken zur Herrschaft verhalfen. Es handelt sich um Millionen Zeitvertreibe. Nirgends um wahre, innere Notwendigkeiten. Es handelt sich um ein allgemeines Losgebundensein voneinander . . . Ich glaube dennoch an die Würde und Bestimmung unseres Vaterlandes im Völkerleben . . .“

## Am Vortragstisch

Man hat diesen grundgütigen Spintijierer den Kübezahl seiner Berge, die er liebte, genannt. Aber dann stieg er wieder hinab zu den Menschen in die Ebene, kam nach Berlin, in die Metropole, und seine Augen strahlten über das hastende Treiben, über den glühend gelaufenen Motor der Arbeit; er kam nach Dresden, Hamburg, Frankfurt, Berlin, Wien. Dort hatte er seine Gemeinden. Er prüfte die Menschen seiner Umgebung tief in ihrem Innern, und seltsam, wie hitzig auch der Streit um sein Schaffen ging, er fand immer eine Entschuldigung für seine Gegner.

In einer vertraulichen Plauderstunde sprach er einmal zu mir über seine Vortragsreisen. Es war zur Inflationszeit. Er erzählte mir, wie seine Bauern doch hie und da einen Krug Milch brachten, wie der Bruder Gerhart mit einem Stück Butter nach Mittel Schreiberhau herüberkam.

„Da heißt es in dieser schweren Zeit schaffen und arbeiten! Mein Dichten ernährt uns nicht. Da muß ich schon auf Vortragsreisen gehen und mein



Werk selbst unter die Menschen bringen. Wie gern bliebe ich oft in den Bergen! Natürlich darf der einsame Dichter nicht den Kontakt mit der Großstadt verlieren, mit dem pulsierenden Leben. Wo sind die Angelpunkte großen Geschehens, in der Stille oder in der Brandung der Arbeit und des Lebens? Eine meiner schönsten Erinnerungen ist, wie mich einst die studentische Jugend an den Vortragstisch nach Berlin rief. Ich kehrte gern in meine Berge zurück, aber immer bereichert . . .“

Und dann sah ich ihn selbst am Vortragstisch. Wundersam geisterte im verdunkelten Raum am Vorlesepult, zwischen zwei zuckenden Talglichtern, dieses Seherantlitz auf. Zuerst befangen vor der Menge. Fast scheu. Aber dann versank um ihn die Welt. Ich habe den großen Josef Rainz als Vorleser gehört. Ein urgewaltiger Rinder und Mittler. Ein dynamisches Klang-Sprechwunder. Aber hier bei diesem stillen, feinen Sprecher zitterte die eigene Seele in der seinen. Ein Persönlichkeitswunder. Seine nie gestillte Sehnsucht als Mitklingen der Weltsehnsucht, des Menschenerlebnisses.

Ein unbekanntes Gedicht im *M a n u s k r i p t* liegt vor mir. Mit flüchtiger Feder auf einer Vortragsreise niedergeschrieben. Ein Kunststück, es zu entziffern. Die Gattin des Dichters sandte es mir als Gruß des Verblichenen. Ein Brieflein dazu.

„Sagen Sie nicht, nun ist Ihr Gedenken leider zu spät gekommen, das so viel innige Liebe für Carl Hauptmann zeigt . . . Nach dem Tode Carl Hauptmanns besann man sich einen Augenblick auf den Stillen, Einsamen. Mir ist, als töte man den Toten zum zweiten Male. Es ist hart. Aber ich glaube an die Unvergänglichkeit alles wahrhaft Großen und weiß, daß für Carl Hauptmann auch einmal die Zeit kommen wird, in der man ihn und seine Stellung in der Literaturgeschichte erkennt . . .“

Das Blatt, das ich Ihnen einlege, macht Ihnen hoffentlich ein wenig Freude. Er hat die Verse sich zum Vorlesen aufgeschrieben. Können Sie die Schrift lesen? Ich habe herrliche Arbeit damit — so liegt vieles neugeboren in meinen Händen und es gibt oft zu rätseln und zu forschen: was kann dieses Wort bedeuten? Schätze liegen da, die gehoben werden sollen . . .“

Meines Erlebens quellende Brunnen  
liegen im Grunde —  
Wer kann sie fassen?

Meiner Seele leuchtendste Blumen  
glühen im Grunde —  
Wer sieht sie gluten?

Und ich selber — ich suche vergebens  
quellende Brunnen, bunthunderte Blumen des Lebens,  
denn nur ein Wunder läßt mich entdecken,  
daß sich im Grunde Stolze verstecken.  
Ach, nur ein Wunder läßt mich versinken,  
Quellen des tiefsten Lebens zu trinken.

## Die letzten Tage bei Carl Hauptmann

Mit Skiern bahnte ich mir den Weg zu seinem verschneiten Häusel, das er einst mit seinem Bruder Gerhart bewohnte. Eine Schneewehe hat die Haustür verschüttet. Ich arbeite mich durch und klopfe an das Tor.

Ein altes Mütterlein öffnet und erzählt mir, daß der Herr Doktor erkrankt sei, man habe vor ein paar Tagen aus Breslau einen berühmten Arzt gerufen. Ich sende meine Karte Frau Maria. Mit wehem Blick empfängt sie mich. Ich erfahre von dem ernststen Zustand des Kranken.

Carl Hauptmann schließ, mochte aber im Nebenzimmer durch unser Gespräch erwacht sein. Er erkannte mich an der Stimme und verlangt nach mir. Ich erschrecke über sein Aussehen und verberge mühsam meine Erregung. Er erzählt mir von seiner Krankheit und ist dabei voller Hoffnung. Ich sitze an seinem Bette und fühle Todesnähe. Das Herz tut mir weh, wie dieser grundgütige, stille Weise, ein vom Tod Gezeichneter, voller Hoffnung war.

Der Wind heult um das Haus und verweht die Fensterkreuze, und wir sprechen vom Frühling. Blumen stehen auf seinem Nachtschränken. Frau Maria und die Krankenschwester lassen uns allein. Die Sprache ist leiser, langsamer als sonst, aber alte Erinnerungen machen ihn lebhaft. Fast verklärt spricht er von seinen „Armseligen Besenbindern“, die er in Dresden wiederholt gesehen hat. Er fragt mich, welches Drama mir am nächsten stünde. Ich spreche warme Worte über seine Trilogie: „Die goldenen Straßen“, besonders über seine „Musik“. Da drückt er mir die Hand und erzählt, welche Schwierigkeiten er hatte, sie an einer unserer Bühnen anzubringen. Seinen „Abtrünnigen Zaren“, den er mir im Manuskript zu lesen gegeben hatte, bewertet er selbst am höchsten.

Eine Stunde verging. Er wurde lebhafter. Von der Literatur kam er zur Politik. Er sprach über die Zukunft unserer Kunst und unseres Vaterlandes. Nie hatte er sich mit Politik befaßt. Er, der Kranke, wollte mir Trost Worte geben! Glücklicher Optimist Carl Hauptmann, der du wohl die Sprache der Blumen und Vögel belauscht hast, das Summen der Bienen und die Untertöne der schlesischen Stürme, wenn sie über deine Riesengebirgsgipfel brausten, der du selbst den Hunger an deinem Leibe spürtest, das danke ich dir, daß du in deinen letzten Tagen dir selbst Treue hieltest, daß du von deinem deutschen Volke hoffnungsvoll und begeistert sprachst!

„Rein Volk der Welt, das glauben Sie mir, arbeitet jetzt so wie das deutsche Volk! Die Arbeit wird Religion — Weltmacht!“ Und wieder zitierte er sich selbst: „Vom Menschen Großes denken — das ist Kraft!“

Das Schicksal „Einhart, des Pächlers“ stieg vor mir auf, des stillen Helden seines wundervollen Romans. In solchen Stunden spürte man dieses Weisen und Poeten. Hilflös und stark war der feine Träumer und Philosoph.

Ein heftiger Hustenanfall erschütterte den Kranken. Ich fühlte: „Du siehst ihn nicht wieder. Vielleicht schon morgen . . .“ Unvergänglich wird mir der prüfende Blick bleiben, der sich an mich heftete.



Wohnhaus Carl Hauptmanns in Mittelschreiberhau  
Erstes Stockwerk, Fenster rechts: Studier- und Sterbezimmer des Dichters



Der Besenbinder

Radierung von Erich Fuchs (Riesengebirge)

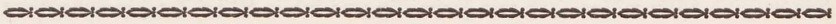
Beim Abschiednehmen rief er mir noch zu: „Kommen Sie bald wieder! Morgen? Übermorgen?“

Ich habe ihn nicht wiedergesehen; ich wurde plötzlich heimgesucht. Wehmut liegt über meinen Erinnerungen. Die reine Stimme aus der Stille des lieben Träumers und Schönheitsuchers klingt nicht mehr . . .

Am Bahnhof empfingen mich die Meinigen, denen ich zwei Tage zuvor Grüße des Dichters sandte. „Carl Hauptmann ist tot!“ rief mir mein Töchterchen entgegen. Der Telegraph war schneller als mein Zug. Ich vergaß in meinem Schmerz, die Meinen zu begrüßen. Meine Gedanken weilten bei dem stillen Träumer, bei der tiefinnerlichen Schöpfernatur, die voller Märchen, Wunder und Gesichte war.

„Kommen Sie bald wieder!“ Zu spät. Der grundgütige Mensch und tief-sinnige Dichter ist zu seinen Traumgestalten und Wundern heimgegangen . . . Nun ruht er auf dem schönen alten Friedhof in Nieder Schreiberhau, wohin ihn die Abendstunde so oft trieb. Ein ergreifender Ausblick über das weite Tal zu seinen Bergen. Hier hat er oft gestanden und träumte sich in seine strahlende Welt. Heimatverbunden. Heimatfroh. In eherner Schrift steht auf dem Grabeshügel sein Bekenntnis:

„Wohl unter den Röslein,  
Wohl unter dem Klee,  
Darunter verderb ich  
Nimmermehr’ . . . .“



## Schöpfung

Ganz heimlich kommt die große Stunde,  
Nach der so lang ich mich gesehnt:  
Mein Herz sich weit und wund gedehnt.  
Sie kommt, sie ist's: sie macht die Kunde,  
Erzählt und plauscht mit vollem Munde,  
Was abgrundtief in mir gegähnt;  
Was ich geahnt, doch nur gewähnt:  
Nun ist's erfüllt, erlebt, erkannt;  
Ich seh mein Werk — und bin gebannt.

Ein Mensch, ein Meer; ein Sinn, ein Segel,  
Dazwischen eines Schleiers Netz —  
Wir flattern scheu herum wie Vögel,  
Verstricken uns nach ew'ger Regel  
Und fühlen einer Welt Gesetz.

Jedwedem Geist wird ferne Kunde,  
Die Nähe weit im Rein und Ja;  
Nur mit der andern Welt im Bunde  
Wird Ahnung Licht, die Weite nah.

Hans Gottschall

# Wir jungen Schlesier

## Was erwartet die junge Generation von Sprache und Dichtung?

Von Will Kramp

Wenn wir jungen Menschen heute von Erwartungen sprechen, die wir mit unserer deutschen Sprache und mit unserer deutschen Dichtung verknüpfen, so darf dieses Erwarten nicht verstanden werden im Sinne eines müßigen und anmaßlichen Abwartens dessen, was uns von außen und von ungefähr auf dem Gebiet der Sprache und der Dichtung etwa zukommen möchte. Sondern es ist dieses Warten bei den Verantwortlichen unter uns so ernst beschaffen, daß es Neues und Lebendiges aus der Zukunft beschwören muß und wird. Denn wir haben vieles von dem, was uns lieb war, fortgegeben, weil wir den Glauben haben, solche freiwillige Entäußerung des Überlieferten, aber nicht mehr zu innerst Besessenen, müsse mit einer neuen Fülle und einem neuen geistigen Besitz belohnt werden. Wir haben den Mut und sehen die Notwendigkeit, in bezug auf die Sprache und Dichtung unseres Volkes bei dem Allereinfachsten wieder anzufangen, das es gibt. Wir wissen, daß wir freiwillig uns in ein Nichts hineinbegeben müssen, um das All wieder zu finden. So wie einst Faust das All nur gewinnen konnte dadurch, daß er den schrecklichen Gang ins Bereich der Mütter wagte.

Wir warten also. Ernst, bitter ernst. Warten auf ein Erwachen, Wachsen und Fruchten derjenigen Kräfte unseres Volkes, aus denen Sprache und Dichtung in geheimnisvoller Schöpfung vom Anfang her geboren wurde und noch wird. Wir sind aufgebrochen, diese mütterlichen Kräfte dort zu finden, wo sie ihren Ursprung haben, im Herzen des Volkes. Und wir wissen, daß unser geistiges, seelisches und auch leibliches Dasein als Volk engstens verbunden ist mit der Frage, ob wir jenen geheimen Anschluß an die schöpferische Tiefe des Volkes finden und ob wir die Kraft und die Gläubigkeit aufbringen werden, unser Leben aus jener Tiefe heraus tatsächlich zu leben.

Wir warten, das heißt also: Wir haben hinter uns abgebrochen, was uns nur scheinbar aus der Tiefe und Fülle leben ließ.

Vor uns liegt das Ungewisse, Rätselhafte, Gefahrvolle, das Reich der Mütter. Was werden wir finden? Alles oder nichts?

Es gibt ein altes deutsches Volksmärchen, darin ist erzählt von einem schönen reichen Königskind, das in spielerischem Übermut sein liebstes Spielwerk, eine goldene Kugel, in einen tiefen Brunnen fallen läßt. Und als es nun dasitzt und seiner goldenen Kugel nachweint, da taucht aus dem Brunnen ein häßlicher Frosch auf und sagt: „Ich will dir deine goldene Kugel wohl wieder

heraufbringen; aber dafür mußt du mich zu deinem Gefährten annehmen, mußt mich an dein Tischchen setzen, in dein Bettchen nehmen . . .“

Und die Königstochter in ihrer Not verspricht ihm alles, denn sie denkt, dem Frosch und seinen Forderungen endlich doch zu entlaufen. Doch sie täuscht sich. Denn ihr eigener Vater, der strenge und gerechte König, zwingt sie dazu, ihr Versprechen zu halten. Und nun wissen wir ja alle, wie sich ihr Gehorsam, wenn er auch widerwillig geleistet wird, endlich belohnt: Der Frosch verwandelt sich in einen Prinzen, und er führt die Prinzessin mit sich in sein Königreich.

Ist es nicht so, daß wir alle eine goldene Kugel in Händen halten, wenn wir unser Leben beginnen — unsere Sprache? Eine goldene Kugel, mit der wir erst allmählich spielen lernen, die uns dann aber das liebste, unentbehrlichste Spielwerk wird, ohne welches wir nicht mehr leben mögen und von dem wir sogar nachts träumen?

Sehen wir uns doch daraufhin die Kinder an: Wie steht hinter jedem Wörtchen, das sie stammeln, die ganze drängende unschuldige Fülle ihres Innern! Wie sind wir berührt und bewegt von der bittenden oder klagenden Sprache eines Kindes, weil hier die Sprache der unverfälschte und unverkehrte Ausdruck des Herzens ist! Und besinnen wir uns doch: Wie war uns als Kindern jedes Wort, das wir hörten, eine echte, tiefe Offenbarung der Welt und ihrer Wunder. Wie wurden unsere Schmerzen und Ängste geheilt, wenn die Mutter nur an unser Bettchen trat und mit ihrer vertrauten Stimme einen Segensspruch sagte. Welches tiefe Glück empfanden wir nicht durch das kindliche Umgehen mit der goldenen Kugel, mit unserer Sprachel! Und dann kam der Augenblick, da fiel auch uns durch eigene Schuld die goldene Kugel in den tiefen Brunnen, aus dem wir sie durch eigenes Vermögen nicht mehr heraufholen konnten.

Das war der Augenblick, da wir unsere Sprache nicht mehr darbrachten als den wahren Ausdruck unseres unschuldigen Herzens, sondern da wir begannen, in ihr ein Mittel und Werkzeug zu sehen, das man beliebig und willkürlich gebrauchen konnte, zum Guten wie zum Bösen, zur Wahrheit wie zur Unwahrheit. Das war der Augenblick, da wir anfangen, durch die Sprache nicht mehr unsere Verbundenheit mit dem heiligen und heilenden Wesen der Welt zu erleben, sondern da wir mit ihrer Hilfe für unser eigenes kleines Ich das Beste und das Vorteilhafteste herauszuschlagen suchten.

In dem Augenblick aber, wo wir die Unschuld der Sprache verlieren, das heißt wo wir sie bewußt zur Dienerin unserer ichthaften Zwecke machen, da haben wir uns auch schon mit dem häßlichen fremden Frosch eingelassen, der uns von da ab nicht mehr von der Seite weicht. Ja, dieser Frosch ist unser Ich, unser abgetrenntes, selbstfüchtiges Ich, das uns immer wieder hemmend im Wege steht, sobald wir einmal unser Menschenwort und unsere Menschentat opfernd und dienend in die Gemeinschaft einströmen lassen möchten. Aber hier sind enge Zusammenhänge: Wir haben unsere Sprache unlauter und unwahr werden lassen und haben damit auch unsere Verbindung zum Leben, zur Gemeinschaft gestört und verunreinigt.

Sehen Sie, es hilft uns allen nichts, uns heutigen Menschen: Wir schleppen diesen fremden, häßlichen, kalten Frosch noch immer mit uns herum. Es nützt nichts, die Tür zuzuschlagen. Der König befiehlt uns, die Tür wieder aufzumachen und für das, was wir leichtfertig versahen, die gerechte Sühne zu tragen.

Vor unserem eigenen Ich können wir nicht fortlaufen. Es ist schon besser, wir bekennen, daß wir tief in ihm darinstecken und noch lange nicht hindurchgestoßen sind zu dem erlösenden heilenden Wir, in dem wir als Kinder lebten und in das wir auch jetzt wieder hineinwachsen müssen, wenn wir als Volk leben sollen. Unsere Sprache verrät uns. Die Sprache der meisten von uns zeigt ja gar zu deutlich, daß wir noch immer viel zu sehr im Ich und noch lange nicht genug im Wir leben. Wir verstecken uns hinter Konversation, hinter Schlagworten, hinter Zitaten. Wir sagen mehr, als wir wissen und glauben. Wir bitten, wo wir nicht in Not sind. Wir klagen, wo wir nicht leiden; und wo wir wirklich leiden, da finden wir nicht die erlösende Brücke zum Du und zum Wir.

Und doch hat es Zeiten gegeben, da lebte die Menschheit — und wie sehr gerade unsere deutsche Menschheit — ganz tief in dem guten heilenden Zauber der Sprache darinnen. Da hatten die alten Segens- und Heilssprüche wirklich noch segnende und heilende Kraft, weil hinter ihnen die Gewalt unschuldiger, gläubiger Herzen stand; da waren noch Wunsch und Gebet so beschaffen, daß sie zuweilen das Wort Gottes, aus dem Himmel und Erde gemacht sind, anzurühren und somit die Welt zum Guten zu wandeln vermochten.

Seien wir ehrlich: Wo lebt heute noch solche göttliche Wunschgewalt hinter unserer Sprache? Einige große Menschen der deutschen Gegenwart zeigen uns allerdings, daß das Wort noch immer begeisternde und heilende Kräfte enthält. Die Mehrzahl aber von uns spricht eine leere, berechnete, intellektuelle und anonyme Sprache.

Was aber sollen wir tun, um wiederum in den Besitz unserer Sprache zu gelangen und das heißt: um wieder Menschen zu werden mit einem lebendigen, dienenden, opferbereiten Herzen in der Brust? Sollen wir auf eine gepflegte und gediegene Ausdrucksweise halten? Sollen wir nach Art des deutschen Sprachvereins gegen Fremdworte und Sprachdummheiten ankämpfen? Sollen wir viele und gute Bücher lesen?

Dies alles sollen wir auch. Aber es genügt allein nicht. Wir müssen den Kampf tiefer ansetzen. Wir müssen tun wie die Prinzessin: den ekligen Frosch zunächst einmal in seiner ganzen Fremdheit, Scheußlichkeit, ja Furchtbarkeit erkennen und als unsere Schuld auf uns nehmen. Aber dann sollen wir ihn — ebenfalls wie die Prinzessin im Märchen — eines Tages packen und sollen ihn — so wie sie — mit aller Kraft an die Wand werfen; fortwerfen dieses unser Ich, das uns so klein und eng, so ängstlich und unglücklich macht, fort und an die Wand werfen mit aller Kraft!



Und siehe da, aus dem Frosch wird ein Prinz werden, nämlich unser freies helles Bekenntnis zur Gemeinschaft und ein neues Leben im heiligen Reich des Wir.

Wir jungen Menschen wissen heute, daß man eine Erneuerung von Sprache und Dichtung nicht erzwingen und nicht auf irgendeine künstliche Weise machen kann. Wir wissen vielmehr, daß Sprache und Dichtung ganz von selbst zu gewaltiger zauberischer und heilender Kraft erstehen müssen, sobald in unserem Volk das unfruchtbare, ängstliche, verlogene und abgechnittene Ich überwunden ist durch das freie Bekenntnis zum Wir. An diesem Punkte versuchen wir deshalb unsere erneuernde Arbeit anzusetzen. Nichts weiter können wir tun, als auf allen Gebieten unseres Volkslebens, im Politischen, im Volkstum, im Weltanschaulichen, im Religiösen, immer wieder diese Überwindung des Ich durch das Wir zu vollziehen und uns gegenseitig zu predigen; dann wird unser Sprechen miteinander von selber wieder in Ordnung kommen.

Dann wird auch unsere deutsche Dichtung immer stärker fähig werden, uns die Tiefe der Welt in wunderbarer Weise aufzuschließen. So wie sie jenen drei gehezten deutschen Männern, von denen wir\*) gehört haben, in einem einzigen Augenblick plötzlich als ein Wunder erschlossen wurde vor dem häßlichen kleinen Negerkinde, so daß sie für dieses Wunder ihr letztes Goldstück hergaben; oder wie sie jenem armen Knecht in der Erzählung\*\*) sich plötzlich in ihrer unbegreiflichen herrlichen Ordnung eröffnete, so daß er spürte: Es ist ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder und nicht mehr allein war von dieser Stunde.

In der Sprache lebt das geheimste zeugende Leben des Volkes. Wehe, wenn das Volk die Sprache verliert, denn mit ihr beginnt auch das Leben zu verlöschen!

Und wehe auch, wenn ein Volk seine Dichtung verliert! Denn es verliert seine Wunder. Es verliert die Urbilder seines Wesens. Es verliert das, was man früher die Götter des Volkes nannte.

Und so, wenn wir fragen nach der Erneuerung unserer deutschen Sprache und unserer deutschen Dichtung, fragen wir immer nach etwas, was jeden, wirklich jeden einzelnen im Volke durchaus angeht: Nämlich wir fragen nach nichts mehr und nichts weniger als nach dem innersten Erneuertwerden oder Verfallen unseres deutschen Lebens.

Es mag sein, daß wir nicht mehr an die Literatur glauben. Aber an das Erstehen und Fortdauern der heilenden Kraft unserer deutschen Sprache glauben wir; und wir glauben weiter daran, daß die Urbilder unseres Wesens immer und immer wieder in deutscher Dichtung erstehen müssen und erstehen werden.

Helft uns in diesem Glauben!

Seid mit uns gewiß in dieser Gewißheit!

\*) im „Goldstück“ von Hans Grimm.

\*\*) „Allerlieben“ von Paul Alverdes.

## Von Not und Lebenskraft junger schöpferischer Menschen

Es folgen zwei Lebensläufe junger, begabter Schlesier. Ihre Namen sind nicht missenswert. Viel, sehr viel wesentlicher ist, daß, hätte ich noch mehr solcher Lebensberichte veröffentlicht, sich diese inhaltlich um nichts anderes unterscheiden würden; denn es sind das heute die Dokumente der kämpfenden Jugend überhaupt. Wir in der jungen Generation sind selten einen anderen Weg gegangen.

Wenn ich zwei der nur für mich als Verbandsleiter des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller bestimmt gewesenen Lebensläufe der Öffentlichkeit bekannt gebe, so möge das nicht als Vertrauensbruch angesehen werden, sondern als einmaliger verantwortungsvoller Versuch, der Volksgemeinschaft am besten darzutun, wie ernsthaft und mit welchem Glauben junge Schlesier um ihre künstlerische Berufung ringen müssen und den Kampf trotz aller leiblichen Not nicht aufgeben.

Waldemar Glafer.

Ich stamme von alteingesessenen schlesischen Bauern ab; mein Vater besaß ein beträchtliches Gut bei Jobten, das seit Jahrhunderten zu der Familie gehörte, es verging im Erbzwist. Mein Vater übernahm fortan die Verwaltung eines Großgrundbesitzes. Ich bin 1912 in Jordansmühl geboren. Ich besuchte die Breslauer Gustav-Freytag-Mittelschule und später bis zum Abitur die Aufbauschule, aber ich wuchs gänzlich im Milieu des Dominiums auf, in der verborgenen Welt der Feudalherren und in der sehr kleinen Welt der Hofknechte und Mietgärtner. Diese Verbundenheit und die Gemeinsamkeit aller Nöte und Sehnsüchte bildeten die große Kraft, das Problem des Dominiums und der schlesischen Landschaft schlechthin dichterisch zu gestalten; ich war achtzehn Jahre, als die frühesten Entwürfe entstanden, ein Jahr später lag die erste Fassung des Romans „Dominium“ vor, der jetzt in seiner gültigen Fassung das heftige Interesse eines Verlages gefunden hat.

Nach dem Abitur entbrannte die Frage über die Gestaltung des Lebens, der Konflikt brach auf, ob es notwendig sei, den bürgerlichen Beruf als Grundlage zu erwählen, oder ob es erträglich sei, mit jungem Glauben und mit innerer Mächtigkeit ganz der literarischen Arbeit zu leben. Ich versuchte anfänglich das erstere und ging als Arbeiter in eine große Fabrik; bald errichtete sich ein schwerer Zwiespalt, die harte Tagesarbeit forderte die gesamte Kraft für sich, und die innersten Ballungen begehrten auf, aber fanden die Lösung nicht und wühlten als Qual jede Stunde des Tages und jede Stunde der Nacht. Und der Bruch kam. Ich verließ die Fabrik, ich begann zu studieren . . . bis im Ausbruch eines neuen Romans alle Wege zur Universität verschüttet wurden. Ich fand die Richtung zum Studium nicht zurück, die Unsicherheit trieb mich endlich im vergangenen Frühjahr in die unermeßlichen Lande, ich zog in diesem Jahr mit empfänglichen Augen als Lump durch Deutschland und brachte ein lyrisches Büchlein heim. Im Herbst wohnte ich in Breslau und fand einige journalistische Arbeit bei der Opernzeitschrift, mehrere literarische Sendungen richtete der Reichssender ein. Indes erhoben sich im Februar Verhandlungen mit einem Verlage über mein Jungensbuch „Kleiner Kampf ums Paradies“ und das „Dominium“. Und nun bringt der neue Herbst wohl meine ersten Bücher.

\*

Nach Ihrem letzten lieben Briefe, für den ich Ihnen hiermit recht schön danke, darf ich Ihnen wohl ruhig so persönlich kommen. Halten Sie es, bitte, nicht für faulen Schmus, wenn ich sage, daß mich diese paar Worte von Mensch zu Mensch, die man im Verkehr zwischen Autor und Schriftleiter wahrhaftig nicht oft findet, ehrlich gestreut haben. Lassen Sie mich doch bitte hoffen, daß sich nunmehr ein schönes und für beide Teile fruchtbares Zusammenarbeiten ergeben kann. — Nun das Wichtigste in Stichworten: Alter: 30 Jahre, nach Abitur, Werkstudentenzeit, Inflation und von dieser aufgefressenen Studienrücklagen, sowie nach sechsjähriger Arbeitslosigkeit (von Juli 1928 bis Februar 1934) männliche Klapperschlange im hiesigen Wasserbauamt (Hafenbau). Ferner SS.-Rottenführer im Pioniersturm 5/VI. Früher (seit 1923) Stahlhelmer gewesen. Literarisch tätig seit 1929, „entdeckt“ durch den „Oberschlesier“. Schrieb einige Hörspiele, die meist „tendenzhalber“ untern Tisch fielen, wenig Prosa, zuletzt Lyrik. Hiermit verschiedentlich im Rundfunk vertreten gewesen, sonst aber „infolge vieler anderweitiger Verpflichtungen“ dortseits oft höflich, aber bestimmt abgelehnt. — Von Natur aktiv, sehr sogar, nach Ansicht Maßgeblicher ein Pulverkopf, zu viel Kämpfer, zu wenig „mit den Umständen rechnend“, was (auch heute noch [?]) ein Schade sein soll. Ansonsten infolge hochgradigen Heiratsbedürfnisses, da seit sechs Jahren fest engagiert, mit gegenwärtigen Finanzverhältnissen (100 RM netto) sehr wenig einverstanden. Da hier außerdem Wirkungs- und Entfaltungsmöglichkeit in geistiger und schöpferischer Hinsicht gleich Null, oft deprimiert, noch öfter wütend.



## Höher hinauf

Weit ist der Weg,  
Den meine Seele geht.  
Wo meine Blume steht,  
Weiß ich noch nicht.

Steil ist der Steg  
Für meiner Füße Tritt.  
Sicher doch lenkt den Schritt  
Heilige Pflicht.

Höher hinauf  
Sei mir das Ziel gesteckt!  
Wenn auch die Ferne schreckt,  
Wird es gewagt!

Höher hinauf  
Steig ich den Sonnenpfad:  
Denn über den Träumen ragt  
Hoch mir die Tat!

Herbert Schwarz

## Die Kunst im neuen Deutschland und die Aufgaben der „NS.-Kulturgemeinde“

„Die Kunst ist eine Pflanze, die langsam wachsen muß, und die nicht durch Maßnahmen als fertiges Produkt herbeigerufen werden kann. Es wird noch geraume Zeit dauern, bis die deutsche Kunst von den Krankheitserscheinungen des Marxismus gesundet. Naturgemäß wird eine längere Frist vergehen, bis auf frisch gepflügtem Acker der Samen einer besseren Zeit aufzugehen beginnt. Aber logischerweise muß eines Tages Deutschland auch eine Kunst hervorbringen, wie sie der rassischen Existenz derjenigen seiner Bewohner entspricht, die durch ein neues Staatsleben von einem ungeheuren Druck befreit, sich nun wieder ungehemmt und ihrem inneren Artgesetz gemäß entfalten können.“ Dieser Ausspruch Schultze-Naumburgs aus dem Vorwort zu seinem Buch „Kunst und Rasse“ (J. F. Lehmann, München 1935) soll für die deutsche Kunst im neuen Reiche nicht eine Entschuldigung sein, es ist aber eine Feststellung, über die man heute nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen kann. Die Kunst im neuen Deutschland ist, wir müssen das aussprechen, noch nicht in ihren Urgründen entstanden. Und das ist — vielleicht — gut so. Die Kunst ist organisches Werden. Das, was heute als Kunst gilt, sei es Schrifttum, Dichtung, Malerei oder Musik, ist ein Suchen nach einer neuen Form und ist Wegbereiter, hat aber den Wesensinhalt der neuen Kunst noch nicht erfaßt. Seien wir ehrlich, keiner von uns, ob schaffender oder nachschaffender Künstler, ist sich überhaupt im Augenblick darüber klar, wie die Form der neuen Kunst sein wird. Der Ausbruch, die Neuordnung und der Aufbau des neuen Staates bedingen die neue Kunst.

Das Mittelalter, erfaßt von einer ausschließlich religiösen, verinnerlichten Lebensgestaltung, dürfte uns auf dem Gebiet der Kunst zum Heutigen eine Parallele aufzeigen. Die uns erhaltene Kunst des Mittelalters als Malerei und Plastik hat fast ausschließlich biblische Motive zum Vorbild. Erinnert sei nur an die Italiener des 15. Jahrhunderts, die Deutschen und die Niederländer. Selten finden wir bei den Malern des Mittelalters eine Landschaft, die nicht gleichzeitig einem religiösen Motiv zum Zwecke dient. Ein Meister auf diesem Gebiet ist der Schlesier Willmann gewesen. Die Schauspielkunst der damaligen Zeit, die einen recht regen Anteil beim Volke fand, löste sich in Krippen-, Oster- und Mysterienspielen aus und weist bedingt auf das heutige Thingspiel hin. Die künstlerische Baukunst des Mittelalters gipfelte in der Errichtung großartiger Dome. Erst das 17. Jahrhundert schuf darin allmählich Wandlung. Der Zweck dieses Aufzeigens ist wohl klar; mehrere Jahrhunderte hindurch widmeten ausschließlich ihre Kunst dem

religiösen Gedanken. Der Gedanke der heutigen Kunst muß im übertragenen Sinne ein gleiches Ziel verfolgen. Die Themen sind Rasse, Volk und Wehr. Die neue deutsche Kunst wird, das ist wohl ziemlich bestimmt aus den angeführten Themen zu entnehmen, nicht in den großen Städten entstehen, sondern die neue Volkskunst wird aus dem Naturhaften, aus Blut und Boden geboren werden.

In dem oben angeführten Zitat von Schultze-Naumburg war die Rede davon, daß nicht durch Maßnahmen fertige Kunstprodukte herbeigerufen werden können und gleichzeitig auch die Bemerkung vom frisch gepflegten Acker. Bestimmt ist eine befohlene Kunst nur etwas Halbes. Kunst, die nicht aus dem Inneren dringt, ist eben keine Kunst, sondern gewollte Arbeit. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß Kunstwerke über Nacht entstehen sollen. Es steht zu befürchten, daß von der neuen Kunst allenthalben anderes erwartet wird, als sie eines Tages in Wirklichkeit darstellen wird. Den Boden für die neue Kunst vorzubereiten, ist eine der wesentlichsten Aufgaben, die es zu lösen gilt. Es ist grundverkehrt, wenn man heute Werke, ganz gleich welcher Art, als die neue Kunst hinstellt, sie ablehnt und dann erklärt, die nationalsozialistische Kunst taue nichts. Nein, nationalsozialistische Kunst gibt es ja noch gar nicht. Sie ist eben erst im Werden begriffen, wie auch der Staat und das Programm des Nationalsozialismus in der Durchführung begriffen ist.

Das große Aufgabengebiet, den deutschen Menschen für die neue Kunst vorzubereiten, ist Angelegenheit der „NS.-Kulturgemeinde“. Die organisierte Einrichtung der „NS.-Kulturgemeinde“ darf nicht als kunstbefehlend angesprochen werden, da sie nur Zweckinstrument ist. Bekanntlich sind die Aufgaben der „NS.-Kulturgemeinde“ aus zwei anderen Organisationen hergeleitet, nämlich aus der „Deutschen Bühne“, die ausschließlich Organisation war, und aus dem „Kampfbund für Deutsche Kultur“, der zwar eine locker gefügte Organisation hatte, in der Hauptsache aber seine Arbeiten auf künstlerische Veranstaltungen und Arbeitsgemeinschaften legte, die gemeinsam mit der „Deutschen Bühne“ die Vorbereitung zur Durchführung der Aufgaben der „NS.-Kulturgemeinde“ geworden sind. Aus den Erfahrungen des letzten Jahres hat die „NS.-Kulturgemeinde“ gelernt, daß der heutige Mensch die Art der Veranstaltungen einer vergangenen Zeit zum großen Teil ablehnt. Aus diesem Grunde soll vollständig Neues geschaffen werden. Die Veranstaltungen sollen einen vollkommen neuen Rahmen erhalten. Gemeinschaftskunst soll die Starkunst ablösen. Versuche zu diesen Wegen werden die Arbeitsgemeinschaften des Werkringes der „NS.-Kulturgemeinde“ in Breslau erstmalig aufnehmen. Der erste Abend wird von der Abteilung Schrifttum im Werkring der „NS.-Kulturgemeinde“ mit drei jungen Dichtern, die in einem kleineren Kreise bekannt gemacht werden sollen, im Juni durchgeführt. Im gleichen Monat ist auch der erste Abend Arbeitsgemeinschaft Musik geplant. Die Arbeitsgemeinschaft Musik wird alle musikfreudigen Menschen, die mit Lust und Liebe musizieren wollen, zusammenfassen und durch sie in kleineren Veranstaltungen neuere Werke zu

Gehör bringen und auch ältere Werke, die der Öffentlichkeit aus irgendwelchen Gründen vorbehalten sind. Große Aufgaben sind selbstverständlich auch in der Jugendgruppe der „NS.-Kulturgemeinde“ zu lösen. Die Jugendgruppe dürfte in dieser Beziehung den fruchtbarsten Boden für die kommende deutsche Kunst bieten.

In Düsseldorf wird die Amtsleitung der „NS.-Kulturgemeinde“ Anfang Juni innerhalb einer großen Tagung in einer Woche Musterveranstaltungen zeigen, wie sie dann im ganzen deutschen Reiche durchgeführt werden sollen. Neben Kunstausstellungen und großen kulturpolitischen Referaten werden Bühnen- und Musikwerke uraufgeführt. Die Arbeit der „NS.-Kulturgemeinde“, die bisher im stillen geführt worden ist, wird nunmehr auf breiter Basis fortgeführt werden, zum Segen des deutschen Volkes und zum Gedeihen einer wahren deutschen Volkskunst.

---

Die dritte Uraufführung im Reich! — Wo bleibt Breslau?

## Walther Staniek: „Die Grunerts“

Die Tragödie eines deutschen Bauern

Uraufführung in Bochum

Walther Staniek wurde im Jahre 1907 in Rattowitz geboren. Er schrieb schon eine Reihe Dramen, mit denen er aber nicht vor die Öffentlichkeit trat. Mit der Tragödie „Die Grunerts“ gelang ihm in Bochum der Schritt auf die Bühne. Und Staniek erweist sich als Dichter von echter, innerlicher, horchender und wissender Volksgebundenheit, der Anteilnahme des Theaters und der Zuschauer wert und würdig, wenn auch ein Mangel an gedanklicher Klarheit dem Werk die letzte Wirkung, die dramatische Zielstrebigkeit und Überzeugungskraft nimmt. Staniek ist ein Realist. Aber er führt Mensch und Gesehnisse aus der Untergrundigkeit ins Allgemein-Bedeutende, durch die künstlerische Verdichtung zum Ereignis. Er ist so unlöslich in der schlesischen Landschaft, im schlesischen Volkstum und in der großen, ewigen Seele Schlesiens beheimatet, daß er nicht als kleinlicher Heimatdichter minderen Grades sich abmühen müßte. Die gesammelte dichterische Kraft, das bäuerlich scheue Abwiegen des Wortes, das sein schwerstes und ungeschwächtes Gewicht hat, das verstehende und begreifende Einfühlungsvermögen in die Seele und Welt des Bauern verbinden sich zu einem Bericht über den Bauer Grunert, der hart, arbeitsam und zäh, stur und bewußt starkköpfig, zufrieden, aber grausam streng mit sich und den Seinen (wodurch er seine Söhne vom Hofe treibt) in der unverrückbaren Ordnung der Natur und den Pflichten des Bauern lebt. Als Straßen und Brücken das Land seines Hofes, auf dem die Familie seit 400 Jahren sesshaft ist, zu zerreißen

beginnen, ohne daß er auf seinem eigenen Grund und Boden es hindern könnte, da tritt er freiwillig aus dem Leben. Er begreift die Welt nicht mehr, die die Heiligkeit seiner Acker antastet. Stanietz meint zwar, der Straßenbau müsse sein, da er Arbeit und Brot für viele bringe. Er ahnt, daß am Recht und Eigentum des einzelnen nicht die Wohlfahrt vieler scheitern darf. Er ist verständig und gerecht. Aber im Zuschauer bleibt das Gefühl: das Leben ist schwer und verwickelt. Der Grunertbauer ist der tragische Held. Stanietz erlöst nicht, findet keine Lösung. Er ist von erdgeborener Frömmigkeit. Und ist erschüttert von der Problematik. Und schildert sie. So blieb ihm die Zielstrebigkeit des Dramas verschlossen. Besonders, da die Herren der Baugesellschaft, die die Straße vorwärtstreiben, als Vertreter einer Bodenspekulation, bei der viel von Geldverdienen geredet wird, gezeichnet sind. Manche Probleme sind angeschnitten: Vater und Sohn, Natur und Technik, der unerkannte Heimkehrer (man denkt an die „Heimkehr des Matthias Bruck“). Sie bleiben aber eingebettet in die landschaftliche Atmosphäre des Stückes, die magische Welt des Bauern. Grunert ist ein heldischer Bruder des „Büttnerbauern“. — Gewiß, ohne Gerhart Hauptmann ist Stanietz nicht zu denken. Aber trotz der gedanklichen Unklarheit in der Anlage des Stückes besteht er als Dichter. — Unter der ausgezeichneten Spielleitung von Herbert Wahlen holten sich mit der eindringlichen und bannstarken Auf-  
führung alle Beteiligten — auch der Dichter — herzlich zustimmenden Beifall.

R. S. B.

---

---

## Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in den Werkring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden)  
entgegen

Beitrittserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu  
richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.

# Der schlesische Rundfunk

## Dr. Fritz Wenzel erzählt von seiner Arbeit am Reichsfender Breslau

Der bekannte Leiter des Zeitfunks am Reichsfender Breslau, Dr. Fritz Wenzel, lehrte am 1. 4. 1935 in den Schuldienst zurück. Nachstehend bringen wir einen Bericht über sein Schaffen.

Im November 1925 trat ich in einer Jugendstunde zum erstenmal im Rundfunk auf, deren Leitung ich auch bald übernahm. Ich war lediglich Mitarbeiter aus Interesse am Rundfunk und mein späteres Arbeitsgebiet als Funkreporter hat sich eigentlich ganz zufällig ergeben. 1926 war eine Übertragung von dem damaligen Sechstagerennen vorgesehen. Ein Sportjournalist sollte den Funkbericht vornehmen, erhielt aber im letzten Augenblick von seinem Chefredakteur keine Genehmigung dazu, wahrscheinlich aus Konkurrenzgründen. Daraufhin wurde ich — durch einen reinen Zufall also — als Sportsprecher eingesetzt. Ich selbst habe nie daran gedacht, zumal ich ja gar nicht wußte, ob ich überhaupt irgendwelche Begabungen für dieses Gebiet besitze. Diese Berichte gefielen seinerzeit sehr gut und ich fand auch bald die funkische Form der Reportagen. Wenn auch Sechstagerennen sportlich nicht hoch zu werten sind, so gaben sie doch dem Reporter die Möglichkeit, in sieben Tagen eine Serie von Berichten aufzubauen, die sich täglich steigern mußte. Seit diesem Rennen wurde ich immer als „Sportsprecher“ bezeichnet und in der Öffentlichkeit schnell bekannt, dann in der damaligen Zeit standen die Mikrophone noch fast überall in den Funkhäusern und eine aktuelle Übertragung war seinerzeit ein Ereignis. Ich habe dann als erster im Deutschen Rundfunk leichtathletische Wettkämpfe übertragen und mich auf allen Gebieten des Sports versucht. Zu dieser Zeit traten dann auch drei andere bekannte Funkreporter im Deutschen Rundfunk auf, nämlich Dr. Paven, Dr. Ernst und Probst. Bald darauf brachte ich auch den ersten Funkbericht von einem Skispringen.

Diese Funkberichte hatten also ausschließlich sportlichen Charakter und behandelten noch keine anderen Gebiete des öffentlichen Lebens. Ich erkannte bald die großen Möglichkeiten der Reportage auf allen anderen Gebieten, bekam aber von der damaligen Rundfunkleitung keine Gelegenheit, mich auch hier zu versuchen. Jahrelang wurde ich als „Sportsprecher“ gestempelt und mußte mich damit wohl oder übel abfinden. Ein entscheidender Wendepunkt wurden erst die Hindenburg-

tage in Schlesien im September 1928. Hier erhielt ich nun endlich Gelegenheit zu zeigen, daß ich auch auf anderen Gebieten als im Sport etwas leisten konnte. Nach diesem Funkbericht vom Besuch Hindenburgs an war also der Bann gebrochen und es stand einer vielseitigen Verwendbarkeit der Reportage nichts mehr im Wege. Ich ging nun immer mehr vom Sportbericht zum allgemeinen Funkbericht über und Sportreportagen kamen jetzt erst in zweiter Linie. Ich habe bei allgemeinen Reportagen immer neue Gebiete zu erobern gesucht, bin 1929 in industrielle Betriebe gegangen, die Arbeiten beim Bau einer Brücke beaufsicht und bin in Bergwerke eingefahren. Ich machte seinerzeit auch die erste Schulfunkreportage bzw. den ersten Versuch kultureller Funkberichte in Schlesien, die auch durchaus gelungen sind.

Von 1925 bis Mitte 1932 war ich nur gelegentlicher Mitarbeiter, wurde am 1. August 1932 vom Schuldienst beurlaubt, um mich ganz dem Rundfunk widmen zu können und gründete im September 1932 die Abteilung „Zeitfunk“. Seit dieser Zeit war ich Abteilungsleiter am Breslauer Sender. — Die Machtiübernahme durch den Nationalsozialismus wirkte sich dann ganz besonders auf die weitere Gestaltung des Zeitfunks aus. Jetzt hatte ich eigentlich erst richtig Gelegenheit zu Großreportagen, die auch weiteste Verbreitung über das ganze deutsche Sendernetz fanden. Zunächst einmal einige zahlenmäßige Angaben, die Schlagartig die Situation beleuchten. Wir hatten im Jahre 1928 sieben Funkberichte (alles ohne Sport), im Jahre 1929 dreißig und im letzten Jahre — 1934 — insgesamt einhundertundsechs! Die außerordentliche Förderung, die die nationalsozialistische Rundfunkführung dem Zeitfunk angedeihen ließ, brachte es mit sich, daß keine andere Zeitfunkabteilung so viel „Stunden der Nation“ aufzuweisen hatte, wie Breslau.

Am 5. April 1933 brachten wir die „Stunde der Nation“, „Die niederschlesische Grenze“, am 21. April 1933 die „Richtofenfeier“ (zum 15. Todestage des Kampfliegers), am 17. Mai 1933 „Das schöne Glatzer Bergland“, am 19. Juli 1933 „Der Ruf aus dem Osten“, eine große Werbung für das Grenzland Schlesien, am 26. August 1933 die Sendung „Die Oder entlang“, am 18. September „Arbeiterfrauen im Kampf des Alltags“, am



**Oberhemden  
Schlafanzüge  
Bademäntel**  
nur Kais.-Wilh.-Str. 12

**MIKO**

Inf.: Hanns Strunz

**Krawatten  
Unterwäsche  
Badeanzüge**  
(Haus Hulfsmacher)

28. Oktober 1933 „Oswald Boelcke“, am 29. November 1933 „Volk an der Arbeit“, Hörbericht und Erlebnis vom Arbeitskampf der Schlesier, am 20. März 1934 „Der Arbeiter und das Reich“, eine Hörfolge von der deutschen Wandlung, am 6. April 1934 „Vom Ringen des deutschen Handwerks“. Dieser kurze Bericht zeigt die Leistung eines Jahresabschnittes an großen Sendungen.

Daraus geht auch hervor, daß ich den Zeitfunk niemals als etwas Aktuelles im Sinne des Tagesgeschehens aufgefaßt habe, sondern — wie die eben genannten „Stunden der Nation“ zeigen — als Aktualität im kulturellen Sinne.

Die technischen Voraussetzungen für das Arbeiten des Zeitfunks haben sich auch nur allmählich entwickelt. Man mußte zuerst mit den primitivsten Mitteln vorlieb nehmen und es braucht eben alles seine Zeit. Nach Erhalt des Übertragungswagens im Jahre 1933 wurden die Funkberichte natürlich immer weiter ausgebaut und wir hatten die Möglichkeit, ins Volk zu gehen. Kleine Kurzwellensender und alle anderen technischen Hilfsmittel wurden eingesetzt und auch ausgenutzt und die Technische Abteilung hat manchmal gestaunt, was für Anforderungen der „Zeitfunk“ gestellt hat. Und ich kann nur sagen: Technik und Zeitfunk haben sehr gut zusammen gearbeitet. —

Das Jahr 1934 war mein bedeutendstes und interessantestes Arbeitsjahr. Intendant Kriegler hat mich oft zu Großfunkberichten bei der Reichsfunkleitung vorgeschlagen, und ich wurde von der Reichsrundfunkgesellschaft öfter als Sprecher hinzugezogen, zuerst am 1. Mai 1934 am „Tage der nationalen Arbeit“ in Berlin, dann holte man mich zum Kesselbergrennen (Bayern), ferner zum Luftrennen „Der große Eiffelpreis“ und „Der große Preis von Deutschland“. Einer meiner Funkberichte war die Trauerparade in Neudorf anlässlich der Überführung des toten Reichspräsidenten. Außerdem war ich als Funkreporter beim Staatsbesuch des Führers in Hamburg eingesetzt, ferner beim Reichs-

parteitag in Nürnberg und bei der Rückgliederung der Saar am 1. und 2. März d. J. in Saarbrücken. Gleichfalls erwähnenswert sind noch die Funkberichte von der Radweltmeisterschaft in Leipzig im August 1934, ferner der Rundfunkprecherwettbewerb in Berlin, die großen Wintersportübertragungen in Spindlermühle, die Deutschen Wintersportmeisterschaften in Garmisch und die JSS-Wettkämpfe in der Hohen Tatra (Februar 1935). Soweit über meine Tätigkeit am Reichsfender Breslau, bzw. am Deutschen Rundfunk. Zum Schluß eine kleine Episode aus meiner langjährigen Tätigkeit, oder besser, mein Debut als Sportsprecher beim Sechstagerennen 1926. Das Rennen sollte um 22 Uhr beginnen. Ich selbst bin mit einem technischen Beamten, Herrn Gasde (der später mein technischer Mitarbeiter in der Zeitfunkabteilung wurde), in der Radrennbahn und treffe alle Vorbereitungen. Im Sender lief als Abendprogramm der „Urfunk“. Um 21.45 Uhr stellt sich plötzlich heraus, daß nur eine Postleitung besteht und die zweite gestört ist. Herr Gasde verhandelt mit dem Regisseur im Funkhaus, der verspricht, um Punkt 22 Uhr fertig zu sein. Auf Grund dieser Zusicherung beginne ich Schlag 22 Uhr mit einer feurigen Reportage. Alles ist begeistert und freut sich über dieses erste Experiment. Ich schließe mit den Worten: „Heute habe ich Euch den Anfang erzählt, morgen 22 Uhr geht es weiter, dann werde ich noch viel Interessanteres berichten.“ Ich war ganz im Bann dieses meines ersten Funkberichtes. Auch Herr Gasde freute sich und rief tiefbeglückt den Sender an, um zu hören, wie der Bericht gekommen ist. Da hört er zu seinem Entsetzen, daß nur der letzte Satz über den Sender gegangen ist. Als mir das mitgeteilt wird, äußern Stimmen aus dem Volke: „Haste gehört, Karle, wie se sich bliamiert haben?“ „Meine Verfassung können Sie sich nicht vorstellen. Dies war mein Debut als Sportsprecher. Ich rief daraufhin meinen Posten als Sportsprecher meistbietend aus, aber es fand sich dafür keiner. Doch vom zweiten Abend an hat's dann geklappt. Rii.

**Für  
die Ferien:**

**Füllhalter mit 14 karät. Goldfeder von Mk. 2.25 an  
Briefpapier in Reisepackung / Wanderkarten  
Ulrich Kallenbach, Breslau 1** Taschenstraße 31  
(nahe d. Ohlauer Str.)

# Verschiedenes · Schrifttum

## Eine Kartei der Kunstfreunde

Mit der Errichtung der Reichskammer der bildenden Künste sind alle im Deutschen Reich den Beruf eines bildenden Künstlers ausübenden Volksgenossen zwangsläufig organisiert worden. In den einzelnen Fachverbänden der K. d. b. K. sind die künstlerischen Berufsgruppen gesondert erfasst, d. h. alle Architekten gehören dem Fachverband „Bund Deutscher Architekten“ an, alle Maler und Graphiker dem Fachverband „Bund Deutscher Maler und Graphiker“, die Bildhauer dem Fachverband „Bund Deutscher Bildhauer“ usw. Durch die Gliederung der Reichskammer in Landesleitungen, denen im Bereich des für sie zuständigen Gebietes alle Fachgruppenmitglieder unterstehen, ist eine geschlossene nationalsozialistische Kulturpolitik unter der Führung des Präsidenten der Kammer gesichert.

Es ist erfreulich, daß es in Schlesien viele Volksgenossen gibt, die an dem kulturellen Leben dieses deutschen Grenzlandes regen Anteil nehmen. Sie lesen die Kunstzeitschriften, besuchen die Museen, die Kunstaus-

stellungen und die gesellschaftlichen Veranstaltungen der bildenden Künstler. Sie sind Kunstsammler von altem Kulturgut und den heut geschaffenen Kunstwerken, oder sie sind eifrige Förderer eines einzelnen Künstlers.

Teilweise gehören diese Kunstfreunde den kulturellen Verbänden in Schlesien an, zum größten Teil aber sind sie unbekannt, und infolgedessen bleiben sie bei wichtigen Einladungen unberücksichtigt.

In dieser Hinsicht soll Wandel geschaffen werden und eine große Kartei aller arischen schlesischen Kunstfreunde soll bei der Landesleitung Schlesien der Reichskammer der bildenden Künste angelegt werden. An alle, die in Schlesien an der Kulturarbeit der Reichskammer der bildenden Künste interessiert sind, wird hiermit die Bitte gerichtet, ihre genaue Anschrift auf einer Postkarte der Reichskammer der bildenden Künste, Landesleitung Schlesien, Breslau, Schweidnitzer Straße 16/18, mitzuteilen mit dem Vermerk: „Für die Kartei der schlesischen Kunstfreunde“.

## „Gesetz und Ehre“

Der literarische Nachlaß des Marschalls Josef Pilsudski. Herausgegeben von H. Koiz. Verlegt bei Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Das Feld des politischen Genius ist die Tat. In geschichtszeugenden Handlungen wirkt sich sein Wille aus. Deswegen ist er dem Feldherrn verwandt, der sich den Raum erobert und damit erst die Voraussetzungen jeder politischen Wirkung schafft. Josef Pilsudski war beides, Politiker und Soldat. Er hat als Soldat die politische Führung an sich genommen, er hat als Feldherr den neuen Staatsraum gegen die bolschewistische Flut verteidigt und zurückerobert. Aus der Armee kamen seine treuesten Mitarbeiter. In der Armee schuf er sich das politisch zuverlässigste Instrument seiner Regierung. Der ausgewählte schriftliche Nachlaß des Marschalls, und zwar Reden und Erlasse, Lebenserinnerungen und politische Intervius, persönliche Kriegserlebnisse und strategische Berichte zeigen in einprägsamen Ausschnitten die Einheit seines Wesens. Sie beweisen erneut die unlösliche Bindung zwischen dem sinngebenden Wort und der ge-

schichtlichen Tat. Nicht nur enthüllt sich eine zähe und leidenschaftliche Natur, eine Willenskraft, die berufen war, eine junge wiedererstandene Nation zu führen und zu formen, es offenbart sich ein Geist, der hell-sichtig und grüblerisch zugleich die wesentlichen politischen und militärischen Fragen durchschaute und ebenso klar in der Kritik wie schöpferisch in der Lösung war. In geradezu klassischen Formulierungen macht Pilsudski in seiner in Warschau im sozialpolitischen Klub gehaltenen Rede den ewigen und unüberbrücklichen Widerspruch zwischen Demokratie und Heer ganz Europa sichtbar. Der Anlaß ist so grundsätzlicher Art, der Horizont so weit gespannt, daß jeder spüren muß, hier findet eine Abrechnung statt, die die Vorstellungen eines ganzen Jahrhunderts begräbt. Ja dieses letzte Jahrhundert selbst wird vor den Schatten der vergangenen Jahrtausende zu einem vergänglichem Ereignis und die ehernen Gesetze staatlicher Gewalt und menschlichen Lebens tauchen wieder aus dem Dunst fraglicher demokratischer Freiheiten empor. Hier findet sich das kraftvolle und starke Selbstbekenntnis des Marschalls: „Ich wollte kein Sklave

# William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40  
Gegründet 1856

Pfingstkrawatten  
Fesche Sportanzüge  
Gabardine- und  
Valmeline-Mäntel

sein, sondern suchte die Freiheit. Ich war ein Kind der Freiheit, — und ihretwegen suchte ich Gewalt. Aber nirgends fand ich Gewalt ohne die Kraft des Befehls und des Zwanges. Dieses ewige Problem, dieser Gegensatz zwischen Demokratie und Heer, hielt mich lange gefangen.“ Im Purpurmantel ebenso wie im Rock des preußischen Offiziers hat die Macht und die Kraft des Befehls ihr leuchtendes Symbol gefunden. Die Demokratie auf der Suche nach einem ihm gemäßen Symbol fand das Recht. (Aber das Recht ist ohnedies nichts ohne die Macht.) Im Recht also sah die Demokratie ihr Symbol der gebändigten Freiheit. Aber dies Symbol hat keinen Bestand ohne den anderen Pol, die Ehre. Sie ist und bleibt „der Gott der Soldaten“. „Drum hütet euch, ihr Herren Demokraten, die Ehre zu verletzen. Sie ist der letzte Zusammenhalt, die letzte Fessell.“ Wer so spricht, hat geistig den Boden des demokratischen Frankreich für immer verlassen.

Pilsudskis Jugend war dem Freiheitskampf seines Volkes geweiht. Aber hier ging es nicht um demokratische Maximen, nicht um ein Parlament. Frühzeitig wurde dem Sozialisten und Arbeiterführer klar, daß die politische Freiheit nur mit Waffengewalt zu erobern sein würde. Unauslöschlich ist Pilsudskis Liebe zu der Zukunft seines Volkes mit dem Haß gegen die asiatischen Herrschaftsformen Rußlands verwoben. Nach dem Sieg des Kommunismus änderte sich nur die Maske, nicht der Geist, der aus ihm sprach. Nach mehrjähriger Verhaftung und Verbannung in die Ferne sibirischer Weite galt vom Jahre 1905 ab Pilsudskis Tätigkeit der illegalen Bildung von Freiwilligen-Verbänden. Im österreichischen Galizien ließ sich ihre soldatische Ausbildung durchführen. Bei Kriegsausbruch zog Marschall Pilsudski an der Spitze seiner Legionäre der Ersten Brigade zusammen mit Deutschland und Österreich gegen Rußland ins Feld. Erschütternd sind jene ersten Kämpfe nachzulesen, bei denen diese Freiwilligen-Verbände, schlecht ausgerüstet, ohne Artillerie und technisches Gerät gegen ruf-

fische Übermacht kämpften. Hier kam es Pilsudski vor allem darauf an, zunächst einmal das Ansehen seiner Truppe zu kräftigen und ihnen jenen Stolz und jenen Mut zu geben, der für jede militärische Leistung die Grundlage gibt. Verwegen ist sein Vorstoß nach Krakau, ein Durchbruch mitten durch die marschierende russische Armee hindurch, aufgebaut auf falschen Voraussetzungen und doch mit einer Kühnheit Sondergleichen zu Ende geführt. Hier packt ihn die Zuversicht zu einem kommenden freien Polen. Als selbständige Formation löst er sich vom Verbands der Oesterreicher und „so weit die Gewehre meiner Soldaten reichten — so weit erstreckte sich ein freies, unabhängiges Polen.“

Die soldatischen Erfahrungen dieser Kämpfe, die Vertrautheit mit dem Geist der Truppe, mit den Imponderabilien der Stimmung, mit den Möglichkeiten eines draufgängerischen Bewegungskrieges hat den Feldherrn Pilsudski im Jahre 1920 den Sieg über die bolschewistische Armee, das Wunder an der Weichsel, die Rettung seiner Hauptstadt und seines Landes vollbringen helfen. Grade diese Kapitel sind von allerhöchstem Interesse, weil sie theoretisch und praktisch zugleich die Überwindung der Schützengrabenstrategie des Weltkrieges bringen.

Notwendigerweise schließt die ausgezeichnete Auswahl mit jener berühmt gewordenen Rede Pilsudski in Wilna, die politisch an Pitaven gerichtet war, dem politischen Willen aber durch ein Treuebekenntnis zu seinen alten Legionären, ihrer Unerfrorenheit und ewigen Verbundenheit mit dem Staat Ausdruck gab.

Denn der Staat ist Macht. Sie gründet sich auf die Ehre der Nation. Die Armee ist ihr Treuhänder. Unlöslich waren in der Regierungsform Pilsudskis Staatsmacht und Armee, soldatische und militärische Tugenden miteinander verbunden. Diese geschichtlich bisher in Preußen am reinsten verkörperte Grundhaltung haben daher auch jüngemäßig die Annäherung an das nationalsozialistische Deutschland gebracht.

Serbert Bahlinger.

**Switz Kunst**  
**Photo-Atelier**

Sonder-Abteilung **Brennblau 5**  
**Amortüre-Übernitzen** Anmeldung  
Ruf: 20479  
Sorgfältigste Ausführung, schnellste Lieferung

**Moeller van den Bruck**, Das Ewige Reich, Band III. **Gestaltende Kräfte**. Herausgegeben von Hans Schwarz. 458 Seiten. Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau.

Das Gedenken an Moeller van den Bruck, an seinen 10. Todestag, lenkt hoffentlich das Augenmerk vieler auf diesen Ränder des Dritten Reiches. Seine umfassende Bedeutung wird auch in dem neuen Bande lebendig. Hier ist die Geschichte von Kaiser Karl bis zur jüngsten Vergangenheit umrissen. Aber solche Betrachtung hat nichts mit Karitätenkammern zu tun. Moeller van den Bruck sieht in der Geschichte das geistige Rüstzeug, das Wissen um die ewigen Werte, die immer wieder neu erobert werden müssen. „Die historische Bildung ist nur im Gefolge einer mächtigen neuen Lebensströmung etwas Heilsames und Zukunftverheißendes, also nur dann, wenn sie von einer höheren Kraft beherrscht und geführt wird und nicht selber herrscht und führt. Die Historie, sofern sie im Dienste des Lebens steht, wird nie reine Wissenschaft werden können und sollen.“ So hat Friedrich Nietzsche einmal den Nutzen der Historie umrissen. Die tief angelegten Betrachtungen des Werkes „Das Ewige Reich“ sind ganz von dieser Ansicht durchdrungen. Daraus erklärt sich die lebensvolle Darstellung der einzelnen Persönlichkeiten. Ob es sich um Heinrich den Löwen oder Walther von der Vogelweide handelt, ob Dürer, Bach oder Wagner gewürdigt werden, immer sind sie Ausdruck lebendigen Volkstums, immer weisen sie uns den Weg zur völkischen Befinnung. Goethe ist besonders eingehend dargestellt, weil in ihm die deutsche Wesensart eine Höchstform erlebte. Aber er ist nicht endgültiger Ausdruck. Er blieb einsam. Das Volk wird ihn erst ganz erfassen, wenn die Nationalkultur errungen ist. Darum sagt Moeller van den Bruck: „Wir stehen am Anfang. Unsere Größe enthält unsere Möglichkeiten. Wer unsere Zeit klein sieht, trägt nur seine eigene Kleinheit in sie hinein.“ Von Kleinheit befreien „die gestaltenden Deutschen“,

die Hans Schwarz den „schönsten Band in Moellers deutscher Stilgeschichte“ nennt. Viele Seiten bestätigen das Urteil und zeigen das Ringen um echte völkische Werte.

Dr. A. W.

**Schlesisches Jahrbuch** für deutsche Kulturarbeit im gesamt-schlesischen Raume. 7. Jahrg. 1935. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. 160 Seiten, 9 Karten und 5 Abbildungen. Geh. 2,00 RM.

Das neue Schlesische Jahrbuch verdient besondere Beachtung. Die tschechoslowakischen Behörden machten die letzte Kulturwoche unmöglich. So ist die Tätigkeit des Arbeitskreises allein auf den Band der gesammelten Aufsätze beschränkt. Diesmal steht die Reihe der Betrachtungen namentlich unter dem Gesichtspunkt der Mundart und ihres Sprachgebietes. Der Herausgeber bedauert das Fehlen des Aufsatzes über die Ausdehnung der heimatischen Rede-weise nach Westen und Norden. Man kann nur wünschen, daß dieser Beitrag später einmal folgt. Wichtig ist zunächst, daß von dem Gebotenen viele Einblicke in die Weite des schlesischen Raumes ausgehen.

Prof. Aubin-Breslau zeigt die „Grundlagen und Wege der wissenschaftlichen Forschung“ über dieses Gebiet. Stammesgefühl, Stammespflege und künstlerische Erfassung des Stammeswesens werden beleuchtet. Das Werk von Ernst Schwarz „Subetendeutsche Sprachräume“ ist als ein bedeutendes Ergebnis solcher Betrachtungsweise bezeichnet. Darum begrüßt man es, daß dieser Prager Hochschullehrer mit einem ausführlichen Aufsatz vertreten ist. Er behandelt „die mundartlichen Grundlagen des gesamt-schlesischen Raumes.“ Kolonial- und Siedlungsmundarten sind daraus zu ersehen, und es fehlt nicht an Hinweisen auf die Sprachinseln nahe der staatlichen Grenze. Das Geschichtliche der beiden Aufsätze wird durch den folgenden Beitrag vertieft: „Die schlesische Mundart im Mittelalter.“ Ferner

Wertvolle **SILBER** Roßdeutscher & Reisig  
Geschenke aus **SILBER** Silberwarenfabrik  
Breslau 5, Tauentzienplatz 3

**P. u. B. PASCHKE** Schneidermeister  
**BRESLAU 1, JUNKERNSTR. 46,** an der Christophori-Kirche  
 Feine Damen- und Herren-Maß-  
 Schneiderei :: Stoff-Lager  
 Tel. 57411

sind einzelne Gebiete genau untersucht. Die Zweisprachigkeit und Mischmundart Oberschlesiens gibt uns manchen Einblick in das Schicksal dieses Landes unter dem Kreuz. Berichte über die Schlonsaken im Umkreis von Teschen, über das Hultschiner Ländchen oder den „böhmischen Winkel“ um Kudowa vertiefen den gewonnenen Eindruck. Die Weite des Sprachraumes verdeutlichen Abschnitte über das Schlesierum in Polen, über die Zipser Tallandschaft und die Kremnitzer Sprachinsel in der Tschechoslowakei. Eine wertvolle Sammelarbeit, hervorgegangen aus der Heimatkunde vieler Ortschaften, behandelt das Sudetendeutschtum. Damit ist der Band noch nicht erschöpft. Neben den Sprachgeschichtlichen Aufgaben ist auch die Bedeutung der schlesischen Musikforschung und das Wirken und Wollen der Deutschen Eichendorff-Stiftung herausgestellt. Ein besonderes Verdienst des Jahrbuches liegt noch in dem Überblick über die polnische Geschichtsschreibung zur Mongolenschlacht. All diese Aufsätze, denen klare, übersichtliche Kartenskizzen und Bilder beigelegt sind, zeigen uns den Wert und die Aufgaben Schlesiens in hellem Licht. Dieses Ostgebiet war immer ein Bollwerk des Deutschtums und muß es weiter bleiben. Das lehrt uns dieses Buch, das recht viele im deutschen Raume lesen sollten.

A. W.

**Sermann Schaller. Die Schule im Staate**  
**Adolf Hitlers.** Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau. Geh. 3,80 RM.

Die Neugestaltung des Schulwesens beschäftigt unendlich viele im Dritten Reich. Es liegt darum nahe, daß es an Büchern über dieses Gebiet in keiner Weise fehlt. Ist also eine Neuerscheinung überhaupt besonders hervorzuheben? Das sind die ersten

Erwägungen, die man beim Lesen dieses Titels hat. Aber wenige Textseiten zeigen bald die Besonderheit dieses Werkes. Sie liegt namentlich darin, daß die Schrift aus dem Erfahrungskreis und den Stunden einer Dorfschule unserer schlesischen Heimat hervorgegangen ist. Es wird gezeigt, wie sich die Geistesanschauungen von Ernst Kriek und anderen Vorkämpfern des Dritten Reiches lebendig gestalten lassen, wie sie das Gemüt des Kindes durchdringen und erfüllen können. Natürlich muß dabei zunächst mit dem Liberalismus und seinen Anschauungen von der Schule aufgeräumt werden. Das geschieht in dem ersten Teile über „Weltanschauung und Erziehung“. Der nordische Mensch ist hier lebensvoll dargestellt, ebenso vieles, was ihm artgemäß ist. Der Verfasser kommt dabei zu dem grundlegenden Ergebnis: „Jede Unterrichtsstunde ist Bekenntnis, politisches Bekenntnis“. Daraus erwächst seine Arbeit, seine Kampfansage gegen die autonome Pädagogik.

Doch es bleibt nicht bei solcher Abwehr. Bessere Werte, höhere Einsichten werden gegenübergestellt. Hierfür bürgt der zweite Teil über „die neue Schule“. Kein Lehrer sollte an diesen Ausführungen vorübergehen. Wesentlich sind die Seiten über Rassenkunde (z. B. S. 113 ff., S. 224). Hier heißt es mit allem Nachdruck: „Keine besondere Rassenkunde als Fach; aber aller Unterricht kinde von Rasse und führe zu rassischer Lebenshaltung“. Nur so können Rosenberg oder Moeller van den Bruck recht verstanden werden. Nur daraus kann die volksdeutsche Geschichtsbetrachtung erwachsen, die Schaller in kurzem Abschnitt umreißt. Die Ausführungen „Schule im Übergang“ bieten wertvolle Beispiele für Stadt und Land. So enthält das Buch manchen anregenden Hinweis. Hoffentlich findet es weithin Gehör. Dr. W.



**Deutscher Handrat**

fördert in ständiger Ausstellung

**Schlesisches Handwerk  
 Schlesisches Brauchtum  
 Breslau, Obblauer Straße 47, Ecke Neue Gasse**

## NS. Studentenbund und Partei

Die „NS. Schlef. Hochschulzeitung“ zugleich Organ der Fachschulstudenten

Die Eingliederung der Arbeit des NSD. Studentenbundes in die politische Front der nationalsozialistischen Gesamtbewegung stellt die erste Maßfolge der „NS. Schlesiſchen Hochschulzeitung“ erneut heraus. An der Spitze der Folge, die unter dem Leitwort „Revolution des Geistes“ steht, bringt die Zeitung die Rede, welche der schlesiſche Gauleiter und Oberpräsident, Josef Wagner, vor kurzem vor den schlesiſchen Studenten hielt, in der er die Studenten zu besonderem Einsatz bei der geistig-weltanschaulichen Erneuerung aufrief. Der Führer der mittelschlesiſchen SA., Brigadeführer Heerde spricht vom „Geist der SA.“. Oberfeldmeister Dr. Weiker, Gaufchulungsleiter im Arbeitsgau XI, kennzeichnet die Erziehungsarbeit des NS.-Arbeitsdienstes. Die gemeinsame Verpflichtung von Student und Arbeiter gegen Volk und Bewegung kennzeichnen zwei Beiträge. Bürgermeister Schönwälder spricht über „Kulturpolitische Aufgaben in Breslau“. Die „Kulturpolitischen Randbemerkungen“ berichten u. a. von dem Einsatz schlesiſcher Studenten bei Betriebsſingen und Vorfabenden.

Die schlesiſchen Fachschulstudenten kommen in zwei Beiträgen zu Worte; die „NS. Schlesiſche Hochschulzeitung“ ist seit der vorliegenden Folge zugleich Organ des Kreises Schlesiſen der Deutschen Fachschulſchaft und führt den Untertitel „Der schlesiſche Fachschulstudent“. Die enge Zusammenarbeit

von Hoch- und Fachschulen wird in Schlesiſen ſomit auch in der gemeinſamen Zeitschrift zum Ausdruck gebracht.

In der Ostbeilage der vorliegenden Folge wird in einer Auseinandersetzung mit dem Kreis um die Zeitschrift „Der nahe Osten“ und mit dem Schriftſteller Weber-Krohse feſtgeſtellt, daß eine nationalsozialistische Ostpolitik nicht irgendwelche geſchichtlichen Erinnerungen oder Raumvorſtellungen, ſondern die Interellen des deutschen Volkes zum erſten Ausgangspunkt hat. Zu der ostpolitischen Lage, wie ſie durch den Tod Piſjudskis geſchaffen worden iſt, nimmt Andreas Joten Stellung, der der Überzeugung Ausdruck gibt, „daß die angebahnte deutsch-polniſche Verſtändigung weiter ausgebildet wird, und daß ein völliger Kurswechsel der polniſchen Innen- und Außenpolitik nicht zu erwarten iſt.“

Die „Ostpolitischen Streiflichter“ dieſer Folge beſchäftigen ſich mit den Wahlen in Jugoslawien, mit der innenpolitischen Lage Bulgariens und der Abwertung des Danziger Gulden.

Ein umfangreicher Gloſſenteil, Beſprechungen oſtpolitischen und heimatkundlichen Schrifttums und kurze Berichte von den schlesiſchen Hochschulen runden die Folge ab, die ſich nicht nur an die schlesiſchen Studenten wendet, ſondern die beſonders mit ihrer Ostbeilage bei allen Beachtung finden wird, die ſich gegen eine Verfälſchung der politischen Fronten durch Schreibtiſch-Ideologien wehren.

### A. Burgemeister

Gas-, Be- und Entwässerungsanlagen  
Sanitäre Einrichtungen, Brunnenbau  
Breslau 10, Roſenthaler Straße 11/13  
Begründet 1882 Fernprecher 458 37

Reiſepläne ſchmiedet mit Ihnen u.  
arbeitet koſtenlos aus



Reiſedienſt, Breslau 1

Schweidnitzer Straße 21 • Ruf 525 51

Das

gute  
Buch

nur aus der

Buchstube

BRESLAU 1  
Schweidnitzer  
Straße 21



**Krause**  
Schirme

Breslau  
Ring 26

Preisliste bitte  
anfordern!

Dekorationen  
Stores  
Tapeten

Tel. 27185

# Schneider & Wolf

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21/22

Stoffe für  
Dekoration  
und Bezug

Tel. 27185